

Baltische Monatschrift.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Inhalt:

Wo stehen wir? Kirchliche Zeitbetrachtungen eines Laien. Von G. v. O.	405
Briefe des Fürsten Karl Lieven. (Schluß). Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann-Freiburg	422
Eine morgenländische Sage	439
Fürst Bismarck. Eine literärisch-biographische Mosaik (Schluß). Von D. v. Wilpert	441
Politische Correspondenz.	454
Notiz	466

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition
der „Balt. Mon.“ (Riga, Georgenstr. 4) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl. Insertionspreise: $\frac{1}{4}$ Seite 10 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite 6 Rbl., im Abonnement (12 Mal) 350/10,
auf dem Umschlage 250/0 Rabatt.



Reval.

Franz Kluge.

1895.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
M. v. Tiedböhrl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Dr. S. Krögers

Heil- u. Badeanstalt

mit Pensionat.

Hydrotherapie, Elektrizität,
Massage, Diätikuren.

Besitzer und leitender Arzt:

Dr. med. Ernst v. Hirschheydt,

RIGA,

Kirchenstrasse 18.



Wo stehen wir?

Kirchliche Zeitbetrachtungen eines Laien.¹⁾

Wer zurückblicken kann auf eine Lebensdauer, die der Psalmist als die durchschnittliche bezeichnet, und durch seine Lebensstellung inmitten des socialen Verkehrs stand, und zwar in den verschiedenen Schichten desselben, hat Gelegenheit gehabt, mannigfaltige Strömungen im kirchlich-religiösen Leben, wie sie in gewissen Perioden sich geltend machten, zu beobachten.

Es waren vorzugsweise Prediger und Theologen, zur Zeit des Pietismus auch Laien, an welche, als an maßgebende Persönlichkeiten, der Einzelne zur Beseitigung religiöser Zweifel und Befestigung des Glaubens sich wenden konnte. Dieser Proceß vollzog sich in der correctesten Weise, wo die Bibel, als inspirirt, eine unerschütterliche Grundlage darbot, wie zu des großen Reformator's Zeiten. Es war

¹⁾ Im Hinblick auf den Mangel anderer der „Balt. Mon.“ ähnlicher Organe bei uns zu Lande haben wir ausnahmsweise eine Anschauung zum Wort zugelassen, die der unsrigen wesentlich widerspricht. Den kirchlichen Standpunkt, den wir einnehmen, kennzeichnet das Nachwort, das einer unserer gelegentlichen Mitarbeiter mit Wissen des Herrn G. v. D. den vorliegenden Betrachtungen hinzugefügt hat. Was speciell unsere Stellung zu Harnack und der Ritschl'schen Schule betrifft, so hat sie bereits, wie sich unsere Leser erinnern werden, in dem vortrefflichen Aufsatz „Harnacks Angriff auf das apostolische Glaubensbekenntniß“ (Balt. Mon. 1893, Heft 9, S. 563 ff.) klaren und bestimmten Ausdruck gefunden.

D. Red.

66.012

damit volle Genüge geleistet „denn sie ist es, die von mir zeuget“, spricht der Herr.

In diesen Stand der Dinge hat nun das achtzehnte Jahrhundert ein neues Element gebracht, das wie ein Ferment die Geister in Bewegung setzte. Schon vorher haben zu allen Zeiten einzelne hervorragende Männer selbständig Kritik in den verschiedensten Sphären geübt, aber erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist die Kritik, insbesondere auch auf dem religiösen Gebiet, ein Gemeingut der Gebildeten geworden. Dieser Proceß vollzog sich in verschiedenem Maße, in verschiedener Art, auf verschiedenem Gebiet, je nach den gegebenen Verhältnissen. Wollen wir nur ins Auge fassen die Folgen dieser kritischen Strömung auf dem kirchlich-religiösen Gebiet, inso weit sie hier in Betracht kommen.

Auf dem Terrain des Katholicismus war der Verfall der Religiosität, zumal unter den romanischen Völkern, sehr verbreitet, bis zur äußersten Frivolität, ohne das eigentliche Wesen der Kirche, die nur ein „entweder — oder“ kennt, und vor Allem unterwürfigen Gehorsam fordert, zu beeinflussen. Nur die Auflösung des Jesuitenordens, dessen Einfluß gegenwärtig so maßgebend ist, war ein dem Geiste jenes Jahrhunderts gemachtes Zugeständniß. Es ist etwas Eigenthümliches um den Fels Petri und für einen Protestanten nicht leicht, Alles was drum und dran ist, in gerechter Weise zu würdigen. Ihm ist empörend die Forderung des sacrificio del intelletto gegenüber den notorischen und historisch nachweisbaren Fälschungen, die den Traditionen der Kirche zu Grunde liegen, und gegenüber den mit Menschenwitz und Menschenkunst gefertigten Decreten. Und diese fraus pia wird nicht etwa in naiver Weise, sondern wohlbewußt und tendenziös in den höhern Regionen der Hierarchie organisiert. Wodurch sind trotz alledem die Erfolge dieser Kirche begründet? Woher geht durch die Welt, neben der kritisch-skeptischen Strömung, ein katholischer Zug, wenngleich behauptet wird, daß die Zahl der Katholiken in Deutschland eher abnimmt als zunimmt?

Da muß man in das innerste Wesen des Menschen einen Einblick zu erlangen suchen, um die Antwort zu finden. Das Wissen genügt dem menschlichen Gemüthe nicht: es giebt Dinge, die mit dem Wissen nicht erfaßt werden können und deren der Mensch wie der Lebensnahrung bedarf. Schon in den gegenseitigen Beziehungen der

Menschen ist der Glaube ein unentbehrliches Postulat. Wie wenig erschöpft, was ich von meinem Freunde weiß, sein Wesen, und doch vertraue ich ihm, weil ich an ihn glaube. Wieviel weniger reicht unser Wissen an die höchsten Probleme wie Gott, Willensfreiheit, Unsterblichkeit? Je weniger ein Mensch oberflächlich angelegt oder geworden ist, um so bedeutsamer und unentbehrlicher pflegt ihm das Gebiet des Glaubens zu werden.

Ein weiteres wesentliches Moment ist das Gefühl der Verantwortung auf dem sittlichen Gebiete, das Bewußtsein der Sündenschuld, die der Mensch aus eigenem Thun nicht tilgen kann, die Sehnsucht nach Veröhnung mit dem heiligen Willen Gottes. Diesem Streben kommt auch die katholische Kirche, wenn auch mit der unersprießlichen Beigabe der Werkheiligkeit, entgegen, und bei wem der allgemein menschliche Zug zum Mystischen stärker entwickelt ist, der wirft sich ihr mit Befriedigung in die Arme und scheut selbst das „credo, quia absurdum est“ nicht. Dieser letzte Vorgang erfolgt nicht nur spontan in kindlich gearteten Gemüthern, sondern ehrfahrunsgemäß auch bei solchen, die bei ihrem speculativem Denken und Forschen nicht den „Grund gefunden, der ihren Anker ewig hält.“ Es ist ja auch vergebliche Mühe, und wenn sie versuchen in der protestantischen Lehre jenen Grund zu finden, werden sie abgeschreckt durch die Zerfahrenheit und die divergirenden Tendenzen, die in unserer Zeit auf dem Gebiete jener Lehre unverhüllt zu Tage treten. Wie solche Personen es aber zu Wege bringen, für Lehren, wie die Unfehlbarkeit des Papstes, eifrig einzutreten und keinen Anstoß zu nehmen an dem systematisch angelegten und unentwegt festgehaltenen Lügengewebe, mit dem die christlichen ewigen Wahrheiten umhüllt werden, ist allerdings schwer begreiflich.

Welchen Einfluß hat die in dem vorigen Jahrhundert begonnene kritische Strömung auf die protestantische Kirche ausgeübt? Es ist nicht zu verkennen, daß nicht nur ihre Angehörigen, sondern auch sie selbst sich in den Dienst der „Aufklärung“ gestellt hatte — es war die Periode des vulgären Rationalismus. Eine Vernunftreligion thut aber dem menschlichen Gemüth kein Genüge und die Reaction erfolgte bald im Pietismus, und in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts in der Konsolidirung der Orthodorie auf Grundlage der Inspiration der biblischen Schriften.

Wie verhalten sich gegenüber diesen abgeschlossenen Bekenntnissen des Katholicismus und der protestantischen Orthodogie die diesen Kirchen Angehörigen, — angehörig, weil sie im Schoß dieser Kirche geboren und getauft sind?

In den weitem Kreisen, wo die materialistischen Weltanschauungen Raum gewonnen, wo das Gesetz der Causalität die letzte maßgebende Instanz, wo ein Schuldbewußtsein und das Bedürfnis nach einer Gemeinschaft in den Beziehungen zu Gott nicht vorhanden ist, wird von einer Hingehörigkeit zu einer Kirche und einem Anschluß an eine solche Gemeinschaft nicht die Rede sein; es mag deshalb von dieser Richtung hier ganz abgesehen werden.

Den Gegensatz bildet die große Zahl derer, in denen das religiöse Bedürfnis im althergebrachten Sinne rege, denen eine feste Autorität für ihren Glauben unentbehrlich; bei vielen schließt auch der Bildungsgrad oder die Tagesarbeit mit ihrer Last und Hitze eine kritische Erörterung aus. Man darf wol annehmen, diese ganze Gruppe stehe auf dem Standpunkt, der zur Zeit der Reformation der allgemeine gewesen sein mag: Luther hatte aus den Lehren der in tiefen Verfall gerathenen katholischen Kirche das „Wort Gottes“ als Grundlage der Religion ans Tageslicht gefördert, zugleich die Freiheit der religiösen Ueberzeugung verkündigend, denn ein Glaube ohne solche sei ein todter und fördere keine innere Wiedergeburt. Auf Grundlage dieser „Freiheit eines Christenmenschen“ haben schon damals schwarmgeistige Strömungen sich geltend gemacht, welche der Reformator mit Eifer und Energie bekämpfte. Das articulirte Glaubensbekenntniß erscheint fast als ein Widerspruch gegen seine eigene Lehre von jener Freiheit, und in der That liegt hier der Keim zu der Gährung der Gemüther, die die Signatur unserer Zeit geworden ist. Aber der gewaltige Fortschritt, der in seinem reformatorischen Wirken lag, der Segen, der in dem „reinen Evangelium“ der Menschheit gesendet wurde, war zu überwältigend, als daß die Kritik an der neuen Gestaltung des religiösen Glaubensbekenntnisses nörgelnd und zerstörend hätte wirken können. Enthielt doch die von Luther wieder zu Ehren gebrachte „heilige Schrift“ Alles, dessen das menschliche Gemüth zum innern Frieden bedarf und seine Autorität war begreiflicher Weise unter den Glaubensgenossen eine unbezweifelte.

Dieselbe Stellung zu dem kirchlich fixirten Glaubensbekenntniß

finden wir auch heut zu Tage in Gegenden, wo die religiösen Tagesfragen noch nicht die Gemüther bewegen, wo das Bekenntniß sich deckt mit dem Bedürfniß der Gemeinde. Aber, mag man ihr tadelnd gegenüber stehn oder sie als berechtigt anerkennen, eine Thatsache ist es, daß in weitesten Kreisen das kirchliche Glaubensbekenntniß in seinem ganzen Umfange mit der innern Ueberzeugung nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann, von denen nicht zu reden, die, ein Opfer der socialdemokratischen Agitation, von idealen Gütern nichts mehr wissen wollen, denen Vaterland und Religion abhanden gekommen sind.

Die Kirche hat zu diesen letzteren eben so wenig Beziehungen, wie zu denen, die in der materialistischen Anschauung ihr Genüge finden, es sei denn, daß sie auf dem Wege der innern Mission zu wirken sucht. Die brennende Frage unserer Zeit liegt in den Beziehungen der lutherischen Kirche zu jener Gruppe, die mit voller Anerkennung der Bedeutung derselben und mit dem Bedürfniß kirchlicher Gemeinschaft, in allen einzelnen Theilen dem Glaubensbekenntniß nicht beistimmen kann. Diese Frage fällt der katholischen Kirche gegenüber weg: wenn ein äußeres Bekenntniß und äußere Unterwerfung vorliegt, so beruhigt sie sich dabei, — kommt es doch in erster Linie auf die unbedingte Herrschaft an.

Wie verhält sich die protestantische Kirche diesen Gliedern gegenüber, die sich ihr zuzählen und das Glaubensbekenntniß in toto sich anzueignen nicht vermögen?

Ein Blick auf Deutschland läßt am deutlichsten den tiefen Zwiespalt in diesem Verhalten erkennen. Fast möchte man hier sagen: „sind doch die Glieder wie das Haupt!“ Diese Bewegung ist wesentlich eingeleitet worden durch die exegetischen und historischen Arbeiten der theologischen Facultäten. In Rede und Schrift ist dargethan worden, daß im Text der heiligen Schrift auf dem Wege der Tradition und der Uebersetzung manche Irrthümer sich eingeschlichen haben, manche Stellen „unecht“ seien; die historische Forschung, — mögen ihre Conclusionen auch oft über das Ziel hinauschießen — weist nach, daß die heiligen Schriften des neuen Testaments nicht unmittelbar nach der Zeit von Christi Leben und Sterben abgefaßt sind, bezweifelt die Echtheit mancher dieser Bücher. Das alte Testament erscheint in seinem traditionellen Bestande erschüttert; und selbst Geistliche, deren

positive Stellung keinem Zweifel unterliegt, denen jedoch die Wahrheit noch mehr Werth hat, als Sicherheit, sind nicht mehr im Stande, den Komplex der Schriften des alten Bundes unbedingt als kanonisch anzuerkennen. Der Begriff des Kanons schwindet Einem unter den Händen, wenn die Umstände, unter denen er zusammengestellt ist, kritisch erörtert werden. Wie zur Zeit der Reformation die Traditionen unter dem Gesichtspunkte, in wie weit sie Menschenwerke seien, kritisiert wurden, so weist man jetzt darauf hin, daß die Zusammenstellung des Kanons, nach menschlichem Ermessen und Urtheil stattgefunden habe.

Und es sind nicht vereinzelt Schwarmgeister, die in dieser Richtung sich bewegen, — es ist ein Zug, der durch die überwiegende Mehrzahl der theologischen Facultäten Deutschlands geht, es sind die hervorragendsten Arbeiter auf dem Gebiete der Exegese und insbesondre der historischen Forschung.

Daß diese geistige und geistliche Bewegung ihre Schwingungen in der Laienwelt weithin fortwirken läßt, ist leicht zu begreifen; daß dabei negative Richtungen bis zur Verflüchtigung der Fundamente christlichen Glaubens oft die Oberhand gewinnen, — wer könnte sich darüber wundern. Die nächste Folge ist Kritteln und Nörgeln am Apostolicum. Doch wer hätte je durch selbst gerechtfertigte Kritik etwas geschaffen? Man blicke zurück auf die Jahrzehnte der Mitte unseres Jahrhunderts, wo die „freien Gemeinden“ im Gange waren, — wo sind sie hin? Und auch der Protestantenverein unserer Tage wird mit seinen Negationen kein dauerndes Gebilde begründen.

Wer es zu dieser Zeit redlich und ernst meint, mag wol mit beklemmter Seele rufen: Wo stehen wir? Auf welchem festen Grunde? Welches feste Ziel haben wir im Auge?

Von Seiten eines Theils der Geistlichkeit, der die Seelsorge obliegt, wird trotz allem Anstürmen der neuen Zeitströmung die heilige Schrift, als inspirirte Ueberlieferung, als fester Fels des Glaubens der Fluth entgegengesetzt, und wer dürfte den guten Zweck, den sie dabei ins Auge faßt, verkennen? Aber wenn ihr Auge weiter blickt, wird dieser Fels viel Gemeinsames mit dem Fels Petri erkennen lassen, wenn er als Maßstab der Zugehörigkeit zur Kirche, als Ausgangspunkt der Polemik gegen abweichende Ueberzeugungen gelten soll. Ist es denn denkbar, nachdem die Selbständigkeit in der Auffassung

in weiten Kreisen Verbreitung und die Einsicht Eingang gefunden, daß die Annahme des Glaubensbekenntnisses en bloc ohne Verständniß für die einzelnen Sätze desselben, ohne lebendige Ueberzeugung ihrer Wahrheit, zu keinem lebendigen Zeugniß führen kann? — Ist es denkbar, daß bei denen, die nicht zur Gruppe der Autoritätsgläubigen gehören, die Ueberzeugung nicht in den verschiedensten Abstufungen von dem kirchlichen Bekenntniß abweicht?

Da ist zunächst die religiöse Anlage, die individuell so verschieden beschaffen ist, — die Verschiedenheit in der Tendenz zum Mystischen, die keinem ganz abgeht, der überhaupt der Religion bedarf. Mag man mit Recht hier einwenden, diese mangelhafte Anlage sei in dem abgestumpften Gefühl für die Sündenschuld begründet. Aber es ist nun einmal Thatsache, daß das Gewissen in sehr verschiedenem Grade entwickelt ist, von der Stumpfheit an bis zu krankhafter Reizbarkeit. Ferner kommt in Betracht die Mannigfaltigkeit der geistigen Ausbildung, der Erziehung: was der Eine harmlos und naiv annimmt und wie eine Pille, die er nicht zerkaut und deren Zusammensetzung er nicht kennt, mit gutem Vertrauen hinunterschluckt, stößt bei dem Andern auf Widerwillen, weil auf Widerspruch unbezwingbarer Vernunftgründe, oder verliert seine Wirkung, weil der naturhistorisch gebildete Mensch in der Schöpfung Gottes auf so viel Unbegreifliches und Wunderbares stößt, daß das biblische Wunder ihm nicht mehr imponirt, selbst wenn es thatsächlich festgestellt wäre. Ist doch Christus seiner Zeit der Sucht nach „Zeichen und Wundern“ mit strafendem Ernst entgegengetreten, und nur selten dürfte heut zu Tage von den Predigern, bei Begründung der christlichen Lehre, der Schwerpunkt in jenen Wundern gesucht werden; hat doch selbst Bischof Rorum den Glauben an die „actenmäßig festgestellten“ Heilungen durch den heiligen Rock in Trier nicht für obligatorisch erklärt.

Ein weiteres wesentliches Moment in der Verschiedenheit der Auffassung der Glaubenssätze ist in der Entwicklung des Menschen gegeben: den Jahren kindlicher Receptivität folgen die Zeiten doctrinärer Kritik, wo sich der junge Most gar toll gebärden kann; aber er klärt sich mit der Zeit und die Erfahrung des Lebens führt zur Erkenntniß, wie viel Dinge über unser Wissen und Verstehen hinaus gehen, die wir nicht entmischen können, ohne unser Bestes zu verlieren.

Aus der Verschiedenheit der Anlage, der Entwicklung, der

Lebenserfahrung, geht eine Fülle von Modalitäten, verschiedener geistiger Formationen hervor, die mit dem dogmatisch immerhin recht detaillirten Glaubensbekenntniß der Kirche sich nicht decken. Es ist nicht gut, daß von diesem Thatbestande im Ganzen abgesehen wird: mit Recht wird wol auf das „glaube nur“ hingewiesen; aber wenn darunter das abgeschlossene kirchliche Bekenntniß verstanden wird, so ist das eine unberechtigte Zumuthung.

Wodurch wird die Zugehörigkeit zu einer Kirche zunächst bestimmt? Doch wohl danach, von welchen Eltern, oder, bei einem Findling, in welchem Lande er geboren. Damit ist aber die Qualifikation zur innern Aneignung des betreffenden Glaubensbekenntnisses nicht gegeben, oder man käme ungefähr auf den alten Satz heraus: „cujus regio, illius religio.“ Was hat ein solches Bekenntniß für einen Werth, wenn es ein nur äußerliches ist, ohne Verständniß, oder was noch viel schlimmer, gegen die innere Ueberzeugung geht. Ich kann diesen Einwand nicht besser fassen, als in die Worte eines Seelsorgers von Gottes Gnaden: „Nicht das Maß dessen, was Du glaubst, oder nicht glaubst, und wäre es an sich noch so viel oder noch so wenig, bringt Dich Christo näher oder ferner, sondern der sittliche Wahrheitsernst, mit dem Du die von Dir geglaubte und ergriffene Wahrheit thatsächlich in das Leben umsetzest und auf allen Gebieten Deines innern und äußern Lebens mit innerer Lauterkeit anwendest. Die Wurzel Deines Verhältnisses zu Christo liegt in Deinem Gewissen.“ An diesen ernstesten Worten mag man messen den Werth der Forderungen, die eine starre Orthodorie mit dogmatischer Schablone an ihre Beichtkinder und Confirmanden stellt.

Aber es wäre ungerecht, nicht anzuerkennen, daß in vielen Predigern jene humane Anschauung zur Geltung gelangt, daß sie auch den Confirmanden kein fertiges Bekenntniß abnöthigen, sondern den Nachdruck legen auf ihren redlichen Willen, sich die confessionellen Glaubenswahrheiten anzueignen; — zugleich ist doch die Besorgniß rege, wie soll die Kirche bestehn ohne den Zusammenhalt eines festen Bekenntnisses.

Vom Standpunkt der katholischen Kirche ist jene Befürchtung vollkommen berechtigt: wo in erster Linie Gehorsam, Unterwerfung verlangt wird, muß feststehen, wem man zu gehorchen, sich zu unterwerfen hat. Aber bei der protestantischen Kirche fällt der Schwer-

punkt in die Lehre von der Barmherzigkeit und Gnade Gottes, der Erlösung von der Sünde, die uns durch Christus verkündet und durch sein Leben und Sterben besiegelt worden.

Es wäre gewiß nicht gerechtfertigt, einer kirchlichen Congregation die Grundlage eines ausgeprägten Glaubensbekenntnisses absprechen zu wollen, — der Begriff der Confession involviret es ja, — aber ebenso gewiß widerspricht es dem Wesen des Protestantismus, jenes formulirte Bekenntniß stricte zum Maßstab der Zugehörigkeit zu demselben zu machen. Die Kirche kann sich nicht nach der schwankenden Zeitströmung formiren, sie bedarf gerade einer gewissen Stabilität dieser gegenüber. Aber wenn seitens der ihr Angehörigen füglich eine Anerkennung und Schonung dieser Stabilität zu erwarten ist, so wird das protestantische Wesen der Kirche Duldung gegenüber der individuellen Auffassungsfähigkeit ihrer Glieder üben und die Berechtigung anerkennen, der innern Ueberzeugung gemäß seinen Glauben zu gestalten. Es würde zu weit führen, wenn wir hier versuchen wollten zu formuliren, wie weit diese Duldung gehen dürfe. Wer sich keiner Sündenschuld bewußt, der Gnade seines Gottes nicht bedürftig, keinen Zug empfindet zur Gemeinschaft in den Beziehungen zu Gott, der wird ja ohnehin außerhalb der Kirche bleiben, oder nur nominell zu ihr gehören, sofern der Staat eine solche Zugehörigkeit verlangt.

In einigen Gegenden Deutschlands wird die Frage lebhaft erörtert, in wie weit ein evangelischer Prediger, im Unterschied etwa von den Gliedern der Gemeinde, an das Glaubensbekenntniß gebunden sei, da er ebenso wenig, wie andere Menschenkinder, seiner Individualität entsagen und in ein gegebenes Glaubensschema sich hinein zwingen könne. Will man Letzteres doch zur Bedingung machen, so dürften Diejenigen, denen das gelingt, dem Standpunkt des katholischen Priesters sehr nahe kommen, oder in einen aufreibenden Zwiespalt mit sich selbst gerathen. Also auch hier müßte man der individuellen Entwicklung und der Freiheit der Forschung Raum geben, insoweit die Grundlagen der Kirche nicht negirt werden, in welchem Falle der Dienst an der Kirche aufzugeben wäre. Die Anforderung der württembergischen dissentirenden Prediger, ihre eigene Auslegung zur Geltung zu bringen, dürfte wol mit dem Bestande der Kirche in Widerspruch stehen.

Die Grundwahrheiten des Christenthums sind so elementare, tiefwurzelnde, daß sich ihnen Niemand entziehen kann, der das Wort Gottes zu predigen beansprucht; und wenn er einzelne Bestimmungen des Glaubensbekenntnisses sich nicht hat aneignen können, so spendet das Evangelium doch in solcher Fülle Alles, dessen ein menschliches Gemüth bedarf, daß er seinen Beruf auch ohne directen Widerspruch gegen das öffentlich geltende Bekenntniß segensreich ausüben kann.

Ist es doch eine Thatsache, daß viele Prediger, an denen die Zeichen der Zeit nicht spurlos vorüber gegangen sind, gewisse Gebiete der biblischen und kirchlichen Tradition nicht berühren, oder nur flüchtig streifen, ohne durch solche Unterlassung den Gläubigen par excellence oder den officiellen Vertretern der Kirche Anstoß zu geben. So oft der Text es mit sich bringt, wird z. B. der Engel erwähnt, aber weitere Ausführungen über deren Wesen und Walten hört man nicht mehr; ebenso wenig Schilderungen der Hölle und der Höllenfahrt Christi — die „Briefe aus der Hölle“ sind vermuthlich nicht von einem Geistlichen geschrieben. Mehr Bestand hat die Lehre von einem persönlichen Teufel, als einem dogmatisch postulirten Correlat der Persönlichkeit Gottes; aber im Ganzen pflegt in der Seelsorge doch auch diese diabolische Potenz in den Hintergrund zu treten und das Böse in der Sündhaftigkeit des menschlichen Herzens gesucht zu werden.

Es liegt mir fern, hier gegen das Apostolicum zu polemisiren und um einzelne Sätze desselben zu feilschen, aber ein besonnener, objectiv denkender Mensch kann sich doch der Einsicht nicht entziehen, daß es Probleme auf dem religiösen Gebiet giebt, deren Lösung auch der dogmatischen Logik, die Alles expliciren muß, nimmer gelingen wird, daß das Ewige, Unendliche, Allgegenwärtige von der beschränkten Menschenseele mehr geahnt, als erfaßt wird. Gestaltet sich der Gottesbegriff — allerdings nicht ohne einen gewissen Anthropomorphismus — zu einem persönlichen Wesen, mit dem der Mensch verkehren kann und das in der Erscheinung Christi ihm nahe tritt, so ist ein fester Boden für das religiöse Leben gefunden; aber vielen, redlich die Wahrheit Suchenden gelingt diese Art der Aneignung des Höchsten nicht: sie haben das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit von seinem Walten, das gewiß ein freies ist und dessen Wesen mit dem von Gott gesetzten Causalitätsgesetz zusammen gehalten, doch ein

ewiges Problem bleiben wird; sie hoffen auf Barmherzigkeit, deren sich schon die Sänger der Psalmen getrosteten, und wie sie durch Christus verkündet worden, suchen Gott im Geist und in der Wahrheit näher zu treten, wie es ihnen eben möglich ist, und leben (der kirchlichen Gemeinschaft sich anschließend) der Hoffnung, in Erkenntniß und Glauben Förderung und Stärkung zu finden. Man mag wol fragen, ob es ein Zeichen christlicher Liebe ist, Solche aus der Gemeinde ausschließen zu wollen, wie die maßgebenden Kreise der Orthodorie es gegenüber den Anhängern der Ritschl'schen Schule ins Werk zu setzen suchen. Wie viel wirksamer ist die Thätigkeit der Geistlichen, die, selbst gefestigt in ihrem Glauben, mit mildem Sinn dessen eingedenk sind, daß auch das geistliche Leben in einem steten Werden begriffen ist! Seitdem die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift nicht nur in Frage gestellt, sondern von der überwiegenden Zahl kompetenter Forscher abgelehnt worden, liegt der Gedanke nahe, daß das Glaubensbekenntniß der protestantischen Kirche, das auf der Basis jener Lehre gegründet ist, einer andern Gestaltung entgegengeht.

Dem gegenüber läßt sich einmal anführen, daß der Geist der Kritik zunächst nur in gebildeten Kreisen sich geltend macht; dann ist vor Allem darauf hinzuweisen, daß die kritische Forschung zunächst nur zur Negation geführt hat, — es liegt, wenn man so sagen darf, keine kirchenbildende Kraft in der kritischen Arbeit unserer Tage. Das sollten die Heisporne der Religionsverbesserung wol einsehen und damit sich begnügen, daß redliche Forscher ihre Arbeit diesen Gebieten zuwenden, — eine Arbeit, die, ohne Ueberstürzung betrieben, fortschreiten kann, ohne dem Abbruch zu thun, was die Kirche ihren Angehörigen zu Theil werden läßt.

Neugestaltungen auf wichtigen Gebieten des Lebens kommen meist nur zu Stande in Zeiten, in denen eine allgemeine Bewegung die Gemuthen erfasst und die Schwingen der Volksseele zu einem neuen Fluge sich zu erheben vermögen. Wie aus dem Schmelzofen das geläuterte Metall hervorgeht, so pflegen meist nach schweren Prüfungen solche Zustände der Erhebung zur Geltung zu gelangen. Der Realismus unserer Tage ist dermaßen mit materialistischen Tendenzen verquickt, daß fast alle Gebiete des Lebens dieses Gepräge an sich tragen: so auf dem Gebiete der Litteratur, in der Haltung des socialen Verkehrs, im

politischen Treiben, wo das Interesse des Gemeinwohls eigensüchtigen Parteibestrebungen nachstehen muß. Welche Schicksale uns vorbehalten sind, um die Volksseele dahin zu führen, wieder auf sich selbst sich zu besinnen, um auch das kirchliche Bekenntniß so zu gestalten, daß es mit dem Gemeinbewußtsein sich deckt, ohne seinen Gehalt zu verlieren und sich zu verflüchtigen, — wer vermag es zu sagen oder auch nur es sich vorzustellen. Wie die Kranken am Teiche von Bethesda, haben wir zu warten, bis der Engel das Wasser bewegt, das uns die Heilung bringen soll. „Die Mittel kennt Er, die Wege,“ während wir uns fragen: Wo stehen wir?

Werfe ich einen Blick auf die vorstehenden Blätter, so muß ich mich unwillkürlich der Worte eines hervorragenden Mathematikers erinnern: Die Mathematik ist die Wissenschaft dessen, was sich von selbst versteht. Für das Wesen des Protestantismus, wenn er nicht in die dumpfe Abgeschlossenheit des Katholicismus gerathen soll, erscheint das Princip der Duldung, des „Werdenlassens“ des göttlichen „Noch nicht“, wie es neuerlich betont worden ist, so selbstverständlich, daß ich mich wol fragen darf, ob nicht die obigen Erörterungen als unerheblich und unnütz lieber ungesagt geblieben wären. Aber trotz jenes Ausspruchs des Mathematikers lehrt die Erfahrung, daß der Mensch weit entfernt ist von dem klaren Einblick in das selbstverständliche Wesen der Mathematik. Der über das Ziel schießende Eifer der Jugend, der Quietismus des Alters, dem das Feuer gefährlicher scheint als die Asche, die geistliche Stumpfheit des gesättigten Materialisten, die Ueberhebung des forschungsfrohen Naturhistorikers, die beschränkte Abgeschlossenheit des orthodoxen Eiferers, die ausschließliche Verstandesthätigkeit des Skeptikers, der mit den „Imponderabilien“ des menschlichen Geistes nicht zu rechnen versteht, — sie beweisen uns, daß in Fragen der Religion der Mensch noch viel weniger zur vollen Einsicht gelangt. Und wenn sich jemand bemüht, auf diesem Gebiete sich zu klären, so thut er es zunächst für sich, mit den Mitteln, die des Lebens Erfahrungen ihm geboten, und ist zufrieden, auch nur Einen zu finden, der ihm aus dem Innersten zustimmt.

G. v. D.

Nachwort. Es ist nicht leicht, die vorstehenden kirchlichen Zeitbetrachtungen mit einem kurzen Nachwort zu geleiten. Denn wenn man es auch mit Dank anerkennen will, daß ein unserer lutherischen

Landeskirche angehöriger „Laie“, welcher — wie er selbst andeutet — auf ein langes, an Arbeit und Erfolgen reiches Leben zurückblicken kann, seine Gedanken über die unsere Zeit bewegenden religiösen Fragen und Bedürfnisse ausspricht, so ist diese Aeußerung doch in einer Weise erfolgt, die es dem Leser erschwert, ein klares Bild von der persönlichen Stellung, welche der Verfasser zu den von ihm berührten Dingen einnimmt, sowie von den Forderungen, die er geltend macht, zu gewinnen. Er bewegt sich vielfach in sehr allgemeinen Erörterungen und Urtheilen, behandelt den Gegenstand antithetisch und scheint unsere kirchliche Lage mehr oder weniger als eine chaotische aufzufassen, aus welcher vielleicht bei einem neuen in Zukunft erfolgenden Aufschwunge der „Volksseele“ ein harmonisches, lebensfähiges Gebilde sich hervorzurufen könnte; ein trüber Hauch von Resignation weht uns immer wieder an aus seinen Worten: was nicht mehr besteht, oder was im kirchlichen Bestande so ist, wie es nicht sein sollte, das wissen wir; was aber werden soll, *Ὅσων ἐν γούνασι κείται*.

Versucht man zusammenzufassen, was der Verfasser der Zeitbetrachtungen an positiv christlichen und kirchlichen Momenten geltend macht, so ist zunächst anzuerkennen, daß er sich unverkennbar freundlich zu der Kirche stellt, welcher er sich zugehörig weiß; seine Ausdrucksweise wird warm und herzlich wo er erwähnt, was diese unter Umständen dem „Kranken am Teiche Bethesda“ zu vergleichende Kirche doch noch ihren Gliedern an „tiefwurzelnden Wahrheiten“ des Evangeliums darbiete; ja er scheint auch für die redlich nach „Wahrheit Suchenden“, welche das Bekenntniß der Kirche sich nicht ganz zu eigen machen können, den Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft oder das Verbleiben in derselben für das allein Richtige zu halten; er spricht an einer Stelle von der „Schöpfung Gottes“, und im Anfang von Christo als dem „Herrn“; das Gebiet des Glaubens ist ihm „unentbehrlich“; das Wissen allein, oder auch eine bloße Vernunftreligion genüge nicht, man müsse vielmehr das Gewissen cultiviren; er weist hin auf das Gefühl der Verantwortlichkeit gegen Gott, auf die Sehnsucht nach Veröhnung und auf die Göttliche Barmherzigkeit, welche Christus verkündigt. — Das alles geschieht allerdings in einer mehr unpersönlichen, abstrakten Weise, die es zweifelhaft läßt, wie weit das Gesagte Ueberzeugung oder etwa nur „Betrachtung“ ist. — Den positiv klingenden Aeußerungen stehen

dann freilich die kritisch-negativen weit energischer gegenüber: hier werden die Ergebnisse der modernen Bibel-Kritik in der Hauptsache als feststehende proclamirt; die hervorragendsten Gelehrten an der Mehrzahl der theologischen Fakultäten Deutschlands hätten auf Grund ihrer Forschung den Begriff des Kanons und den der Inspiration abgelehnt; wenn daher allerdings die h. Schrift für die Kirche der Reformation eine „unerschütterliche Grundlage“ bildete, sofern die Inspiration bona fide vorausgesetzt wurde, so könne der Glaube sich jetzt nicht mehr auf diesen „Fels“ stützen, vielmehr müsse man zu der Bibel in ähnlicher Weise Stellung nehmen, wie die Reformatoren zu der katholischen Tradition; aus demselben Grunde entspreche das Bekenntniß der lutherischen Kirche nicht mehr dem Gemeindebewußtsein, denn letzteres sei „in weitesten Kreisen“ nicht mehr im Einklang mit gar manchen Bestimmungen des ersteren. Und nicht nur das, sondern das „artikulirte Glaubensbekenntniß“ erscheine fast als ein Widerspruch gegen Luthers Lehre von der Freiheit der religiösen Ueberzeugung („Freiheit eines Christenmenschen“); es streite mit dem Wesen des Protestantismus, jenes Bekenntniß zum Maßstab der Zugehörigkeit zur Kirche zu machen. Auf solche Gedanken stützt sich dann die Forderung der „Duldung“ für die angeblich große Zahl Derjenigen, welche zwar ihr religiöses Bedürfniß innerhalb der lutherischen Kirche zu befriedigen suchen, aber zugleich das Recht in Anspruch nehmen, der „inneren Ueberzeugung gemäß“ ihren „Glauben zu gestalten.“ Die lutherische Kirche müsse sich hüten, solche Geister unter eine äußere Bekenntniß-Autorität beugen zu wollen; denn sie würde damit in das katholische Fahrwasser gerathen. Bemerkenswerth ist dabei das Zugeständniß, daß immerhin die Grundbegriffe der Kirche von ihren eigenen Dienern nicht negirt werden dürften, und daß der Besorgniß Ausdruck gegeben wird, wie denn die Kirche ohne ein festes Bekenntniß bestehen solle.

Ist es gelungen, im bisher Gesagten die Meinung v. D.'s der Hauptsache nach darzulegen, so sei es nun gestattet, einigen durch seine „Zeitbetrachtungen“ angeregten Bedenken Ausdruck zu geben. Und zwar möge das letzterwähnte Zugeständniß den Ausgangspunkt bilden. Die Grundbegriffe der Kirche sollen also durch keinen in derselben ein Amt Bekleidenden negirt werden. Wüßten wir nur, was unter diesen Grundbegriffen gemeint ist: mit keinem Wort ist das gesagt. Es

scheint somit vorausgesetzt zu sein, daß man sich über diese Frage leicht werde einigen können. Soviel nun wird wol auch v. D. zugeben, daß eine irgendwie seit Jahrhunderten constituirte menschliche Gemeinschaft das Recht hat, selbst zu bestimmen und auszusagen, was sie sein will, welche Begriffe sie als für ihren Bestand nothwendige und wesentliche betrachtet. Dieses Recht darf auch der lutherischen Kirche nicht abgesprochen werden. Fern sei es, hier die gesammte lutherische Dogmatik heranzuziehen; Religion und Theologie sind ja nicht identisch. Aber zwei Principien sind es von Anfang an gewesen, welche das Palladium des Protestantismus, die Grundlage der Kirchenbildung, sowie des kirchlichen Fortbestandes darstellten: das sogenannte materiale und das formale Princip, die Rechtfertigung aus dem Glauben und die alleinige Lehrautorität der h. Schrift in Glaubenssachen. Wenn irgend welche Aussagen der lutherischen Kirche, so wird man diese zwei vor allem zu den anerkannten „Grundbegriffen“ zählen müssen. Ist es aber so, dann kann der modernen Kritik, sofern sie die Inspiration leugnet, der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie grade an diesen Grundbegriffen rüttelt. Denn eine nicht inspirirte Bibel wäre keine *scriptura sacra* mehr, könnte nicht mehr der absolute Maßstab für jede Glaubenslehre sein, und die nothwendige Folge wäre, daß auch das materiale Princip der Kirche einer wesentlichen Aenderung unterliegen müßte, da es nicht mehr seine göttliche Beglaubigung aus d. h. Schrift gewänne. Das Fundament wird untergraben; wie sollte das Haus selbst dabei bestehen. Wenn daher die Möglichkeit behauptet wird, die kritische Arbeit unbeschadet der Grundbegriffe der Kirche und ohne Beeinträchtigung dessen, „was die Kirche ihren Angehörigen zu Theil werden läßt“, weiterzuführen, obwohl diese Kritik principiell die Inspiration leugnet — so klingt das zwar ganz schön, enthält aber in sich einen schwerwiegenden Widerspruch. — Doch wie kommt v. D. dazu, die Inspiration der Bibel als abgethan zu betrachten? Er verweist auf die bedeutendsten gegenwärtigen Vertreter der Theologie, welche in diesem Punkt einig seien; auf sie müsse man hören; aber er vermeidet es, irgend wie deutlicher zu sprechen, irgend welche Namen, die man wägen könnte, zu nennen. An die Stelle des alten soll also ein neuer Autoritätsglaube treten; der Bibel soll um ihrer angeblich so zahlreichen Mängel willen nicht mehr die frühere Stellung

zukommen, die menschliche Autorität einiger zur Zeit hervorragender Gelehrten aber gilt ohne Weiteres. Diese Zumuthung ist schon deshalb zurückzuweisen, weil sie in so unbestimmter Form auftritt, welche nicht einmal eine ernstliche Prüfung gestattet. — Gesezt aber auch, es wäre so, wie v. D. annimmt, und er wäre im Recht, alle diejenigen, welche in ihrer Bibel ein göttliches, weil inspirirtes Wort zu haben meinen, als „Autoritätsgläubige“ zu bemitleiden; und er dürfte wirklich für sich jenen weiteren Blick in Anspruch nehmen, welchem die Berufung auf die Bibel als Fels des Glaubens gar viel Gemeinsames mit dem Trogen des Katholiken auf den Fels Petri enthüllt; warum sagt er, der als ein getreuer Eckhard seine warnende Stimme erhebt, uns nicht wenigstens, wie etwa die Kirche noch weiterhin eine Lehre als Evangelium verkündigen sollte, über welche alle Wissenden dahin einig geworden wären, daß sie doch bloß auf rein menschlicher Grundlage ruht. — Warum übrigens hält die lutherische Kirche an der Inspiration der Bibel fest? etwa um sich erst künstlich einen „Fels“ für ihren Glauben zu schaffen? Keineswegs; sondern in erster Linie um Christi willen, welcher für die Gläubigen in Wahrheit die Autorität ist, welchen sie jedoch nur durch die Vermittelung des Göttlichen Wortes kennen lernen, hält die Kirche fest an diesem Wort, gleich wie der Herr selbst das Wort des alten Testaments als ein unverbrüchlich göttliches vertritt und für sein eigenes Wort ewige Geltung beansprucht. Wer an Ihn glaubt, der will auch in solchen Dingen nicht gegen Ihn sein; denn über Ihn hinaus giebt es für den christlichen Glauben keine Wahrheit und keine Weisheit. — Oder könnte der Glaube wirklich ohne eine göttliche Autorität auskommen? Die Autonomie der menschlichen Vernunft reicht ja eingeständenermaßen nicht zu, das Bedürfniß des menschlichen Geistes zu befriedigen; der christliche Glaube insonderheit stützt sich auf eine Theonomie, welche er in Christo anerkennt, unter welche er sich in Demuth beugt. Solche Erfahrung macht der Glaube aber nur durch das Evangelium in und aus der heiligen Schrift; darum participirt dieses Wort Gottes an der Autorität, welche Christo selbst zukommt. — Aber läuft man bei solchen Anschauungen nicht Gefahr, dem Fehler zu verfallen, welchen v. D. so ernstlich rügt, daß man nämlich gar leicht zu einer „starren Orthodogie mit dogmatischer Schablone“ gelangt, welche unannehmbare Forderungen an Beicht-

finder und Confirmanden stellt, Forderungen, die mit der Verschiedenheit der religiösen Anlage und Entwicklung in Widerspruch gerathen müssen und vielfach nur ein werthloses äußerliches Bekenntniß zu Wege bringen? Müßte man daher, um die von Luther selbst vertheidigte „Freiheit eines Christenmenschen“ sich zu wahren, lieber ganz auf das jetzige „artikulirte“ kirchliche Bekenntniß verzichten? Es mag ja vorkommen, daß ein erstarrter todter Glaube sich mit schablonenhafter Behandlung der religiösen Fragen abfindet — gesündigt wird ja auch *intra muros Iliacos* — doch der *abusus* hebt den *usus* nicht auf. Der erwähnte Fehler wird freilich nicht speciell unsrer Landeskirche vorgeworfen, er dürfte aber auch in der lutherischen Kirche Deutschlands nur ausnahmsweise vorkommen; und es müßte wohl erst bewiesen werden, daß diese Kirche die verstandesmäßige Annahme eines Lehrganzen zur Voraussetzung für den Glauben mache, ohne auf die Erfahrung des Gewissens zurückzugehen. (Brieger, Entfremdung von der Kirche.) Das schöne Wort jenes „Seelsorgers von Gottes Gnaden“, welches v. D. citirt, wird gewiß bei jedem Lutheraner, der es mit seinem Glauben ernst meint, Zustimmung finden; es spiegelt ja auch nur ab, was Joh. 7, 16 f. geschrieben steht. Sener Seelsorger hat aber sicher nicht mit seinem Ausspruch die Forderung der Buße und des Glaubens abschwächen oder verhüllen, sondern nur den Weg weisen wollen, welchen man einhalten muß, um leisten zu können, was Gott fordert. Wie aber dieses Citat dazu dienen soll, den Anspruch zu begründen, daß jedermann das Recht habe, seinen Glauben der inneren Ueberzeugung gemäß zu formiren, bleibt schwer verständlich, wenn vom christlichen Glauben die Rede ist. Für diesen Glauben ist Luther ein classischer Zeuge, wenn er ihn ein „lebendig wesentlich Ding“ nennt, das „den Menschen ganz neu macht, wandelt ihm den Muth und lehret ihn ganz und gar um. Er gehet in den Grund und wird allda eine Erneuerung des ganzen Menschen.“ Der Glaube durchdringt also das ganze Wesen des Menschen nach Wille, Erkenntniß und Gemüth und erzeugt mit der Keimkraft und dem Wachsthum eines lebendigen Samenkornes selbst neue Anschauungen, Principien und Ueberzeugungen — nicht aber muß er sich durch anderweitig schon vorhandene Ueberzeugungen gestalten lassen. Wenn man sich endlich gar auf Luther beruft, um die „Freiheit der religiösen Ueberzeugung“ im Gegensatz zum inspirirten Bibelwort und

zu dem darauf basirten Bekenntniß der Kirche zu begründen, da möchte man andererseits ihn bedauern, daß er sich das gefallen lassen muß. Er sagt allerdings, daß die „christliche Freiheit“ „im Gewissen regiert“, so daß „aufgehoben sind alle menschliche und äußerliche Gebote“ und abgethan „die Stricke und Kerker menschlicher Satzungen;“ im Geist und Gewissen seien wir die allerfreiesten von aller Knechtschaft; „da glauben wir Niemand, da vertrauen wir Niemand, da fürchten wir Niemand — ohne allein Christum“. Aber es sei nicht eine solche Freiheit, „daß die Schafe nun mögen ohne Hut und Hüter in der Irre laufen von ihrem Hirten wie sie wollen;“ es sei eine Freiheit „von der Sünde“, „vor Gott“ und werde erlangt, wenn man in Christi Rede bleibt, sein Jünger wird, seinen Geist empfängt. Sie sei durchaus verschieden von der Gesinnung der „Schwärmergeister“, welche „halten, lehren, glauben und thun, was ihnen einfället;“ „diese stehen in der Freiheit, damit sie der Teufel befreiet hat.“ Nach Luther wird man ein freier Christenmensch nur durch gläubige Annahme des Wortes von Christo; der Glaube ist ihm das Halten und sich Halten am Wort Gottes; auch der Gläubige ist stets „ἐνωμὸς Χριστῶ“.

Wie ist es aber nun mit dem kirchlichen Bekenntniß? soll es als ein neuer „Strick und Kerker menschlicher Satzungen“ dienen? v. D. faßt es beinah so auf, weil er, wie es den Anschein hat, keinen Unterschied macht zwischen Kirchenbekenntniß und Dogmatik. In unseren Kirchen wird aber doch nur der christliche Glaube bekant, nicht irgend welche lutherische Dogmen; unsre Symbole sind für den Lutheraner bindend, so weit sie das Bekenntniß im eigentlichen Sinn, die Grundwahrheiten und Grundthatsachen des Evangeliums aussprechen, nicht aber in ihrer dogmatisch-wissenschaftlichen Fassung; sonst könnten ja diejenigen gläubigen Laien, welche die letztere weder kennen noch verstehen, trotz ihres Glaubens nicht für echt lutherisch gelten, obwohl sie die Mehrzahl bilden (L. Stier). Das Bindende und Verpflichtende im Bekenntniß ist also das aus der Schrift geschöpfte Göttliche und Christliche. Und hieran wollen wir gebunden bleiben; daran fühlte sich auch Luther gebunden. Was im Uebrigen v. D.'s das „Bekenntniß“ der Kirche beanstandende Aeußerungen betrifft, so ist man leider hier wieder in der Lage, nicht genau zu wissen, welches Bekenntniß er eigentlich meint; ausdrücklich erwähnt er nur das Apostolicum; man dürfte daher annehmen, daß er vorherrschend dieses Symbol im Auge hat. Denn dieses

allein kommt für den praktischen gottesdienstlichen Gebrauch in Betracht. Wohl verwehrt v. D. sich dagegen, eine Polemik gegen dasselbe betreiben zu wollen; aber unwillkürlich spizen sich seine Betrachtungen zu einer solchen zu. Dem gegenüber sei bemerkt, daß die Kritik sich nicht gegen eine confessionelle Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche richtet, sondern diejenigen christlichen Glaubenselemente, welche zunächst noch überall dort anerkannt sind, wo es überhaupt eine christliche Kirche in confessioneller Gestaltung giebt; das Apostolicum ist eben der wenn auch nicht in allen Einzelheiten adäquate, so doch der principiell grundlegende Ausdruck des allgemein-christlichen Glaubens- und Gemeindebewußtseins. Wenn nun für solche Glieder der lutherischen Kirche, welche noch von kritischen Bedenken gegen das Bekenntniß (— oder soll man sagen: gegen den Glauben) der Kirche erfüllt sind, Duldung¹⁾ beansprucht wird, so wird ihnen das Wort Christi gelten können: „wer nicht wider mich ist, der ist für mich“ — sofern sie es eben wirklich ernst meinen mit der religiösen Wahrheit, und ihrem Gewissen unterthan sind. Ob sie schon wesentlich zu den „vere credentes et habentes Spiritum sanctum“ gezählt werden dürfen, ist eine andere Frage. Ohne zu hören auf die Stimme und das Wort des einen Hirten, wird wohl Niemand aus dem anderen „Stall“ (Joh. 10) ein Glied der einen wahren Heerde werden, obwohl des Menschen Seele mit Recht „naturaliter christiana“ genannt worden ist. Man verstehe nur die Toleranz nicht so, daß die lutherische Kirche sich ihr eignes Haus ruhig soll zerstören lassen. Denn sie kann nicht anders als mit Luther dabei bleiben: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben.“ — Verbum Dei manet in aeternum. R.

1) Nach der Apologie der Confes. Augustana (pag. 155) gehören zur Kirche auch viele „imbecilles“, welche „quasdam inutiles opiniones“ haben, „quae tamen . . . non evertunt fundamentum.“





Briefe des Fürsten Karl Lieven.

Mitgetheilt von Friedrich Wienemann (Freiburg i. B.).

(Schluß).



XVIII.

St. Petersburg, den 10. Juni 1821.

Hochwohlgeborner Herr Staatsrath und Ritter,
Hochgeschätzter Herr Professor!

Lange sollte ich Ihnen Ihre beiden Briefe vom 27. März¹⁾ beantwortet haben, schwer lag immer diese Schuld auf meinem Herzen. So vielerlei stürmte aber in dieser Zeit auf mich ein, daß es mir durchaus unmöglich ward; unter anderm, ich leugne es nicht und Sie werden mich darum nicht verdammen, eine Herzensangelegenheit. Ich bin Bräutigam und hoffe durch Gottes Gnade noch einmal glücklich zu sein²⁾.

Sie haben Recht. Die Gründe, die Sie mir über die Fortsetzung Ihrer Freundschaft für Albanus angeben, haben mich gerührt; sie sind ehrwürdig, wahrhaft edel und rein christlich; ich unterschreibe sie von ganzem Herzen. So weit folgen Sie dem heiligsten Beispiele, können es und thun wohl daran.

¹⁾ Der eine Brief war inzwischen am 14. April durch Nr. 15 beantwortet, soweit er die Denkschrift an den Kaiser betraf. Es handelt sich in Nr. 18 also nur um den Restinhalt jener Briefe und um das aufs neue eingesandte veränderte Memorandum.

²⁾ Die junge Frau, ein Fräulein von Rehbinder, starb bereits drei Monate nach ihrer Vermählung am 17. Nov. d. J.

Ein Anderes aber ist es mit der Anstellung, mit einer Anstellung, wo auf Andere, auf die Seelen der Jugend gewirkt werden soll. Wir können nicht gleich dem allwissenden Herzenskündiger und allmächtigen Herzenslenker den uns anscheinend reinigen Sünder sogleich anstellen, wie der Herr, eben weil uns jene Eigenschaften ganz fehlen. Auch ist der erwiesene Fehltritt noch nicht die Hauptursache, warum er nicht angestellt werden kann¹⁾.

So sehr mich die edlen Gesinnungen dieses Briefes erfreut und mir wohlgethan hatten, so schmerzlich hat mich Ihr höchst leidenschaftlicher Brief vom 1. Mai über das Rigaer Gymnasium und den Professor Neumann²⁾ betrübt und revoltirt. Unmöglich wäre es zu glauben, daß ein Mann beide geschrieben habe, wenn sie nicht von einer Hand wären. Mit nichts konnte ich ihn entschuldigen als mit Ihrem brausenden Charakter und Ihrer enthusiastischen Vorliebe für Ihre Freunde und für diejenigen, die Sie dessen werth achten; welche Sie ihre Fehler und Schwachheiten nicht sehen läßt und noch weniger leiden kann, daß sie von andern erschaut werden.

Es wäre unnütz mich in eine Widerlegung der Einzelheiten einzulassen, da ich nur zu wohl weiß, daß ich Sie von dem Gegentheil Ihrer mit höchster Leidenschaft ausgesprochenen Ansichten nicht überzeugen würde. Mich aber müßte dieser Brief aufs evidenteste überzeugen, wenn ich es auch früher nicht oft mit Bedauern bemerkt hätte, daß unsere Ansichten und Grundsätze von und über Erziehung der Jugend zu verschieden sind, als daß wir Hand in Hand mit einander darin übereinstimmend wirken könnten. Ich aber schätze viele schöne Seiten Ihres Herzens und Kopfes zu sehr, zu aufrichtig,

¹⁾ Albanus, Joh. August Leberecht, aus Taucha bei Leipzig, 1765—1839, legte 1819 das seit 1804 verwaltete Gouv.-Schuldirectorat nieder und war zeitweilig nur Wochenprediger. Es handelte sich 1821 vermuthlich um die Stelle des Oberlehrers der lateinischen Sprache am Gymnasium, die er auch 1821—23 bis zu seiner Wahl zum rigaschen Oberpastor und Pastor prim. an der Petrikirche vertrat. Der „Fehltritt“ mag 1819 den Anlaß zur Niederlegung des Directorats gegeben haben. Vergl. Rigasche Biographien, II (1883) S. 77 flg.

²⁾ Neumann, J. G., Prof. auf verschiedenen Lehrstühlen der ehem. Dorpater juristischen Facultät. Welche Bewandniß es mit ihm und dem Rigaer Gymnasium hat, ließ sich zur Zeit nicht ersehen.

bin auch zu wenig kampflustig, als daß ich beständig mit Ihnen hadern mag, wozu mir auch die Zeit fehlt.

Verzeihen Sie mir endlich, daß ich Ihnen Ihr Memoire an S. M. den Kaiser so spät und wieder zurückschicke. Verspätet ist nichts dabei, denn der Monarch ist noch lange mit zu viel wichtigeren Reichsgeschäften überhäuft, als daß S. M. hierauf Zeit und Aufmerksamkeit verwenden könnten. Schicken Sie es also auf einem andern Wege, wenn Sie glauben es thun zu müssen; ich aber kann es nicht übergeben, erstlich weil ich weder berechtigt bin, noch mich berufen fühle den Monarchen zu lehren, sondern seinen Willen nach Kräften und bestem Wissen treu und gewissenhaft auszuführen. Auch bin ich überzeugt, daß es um die Welt und die Staaten besser stände, wenn die Menschen weniger zu lehren und zu regieren strebten, als zu folgen und die Vorschriften treulich und pünktlich zu erfüllen. Zweitens könnte ich einen so außerordentlichen verbotenen Schritt nur dann höchstens entschuldigen, wenn die feste Ueberzeugung von der hohen Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Sache, warum ich ihn wage, mir ihn zur Pflicht machte. Dies ist hier so wenig der Fall, daß ich im Gegentheil das Bestehen des Uebels — wie Sie glauben und welches Sie hinweggeräumt wissen wollen, für eine zwar lästige, bei den Menschen aber wie sie sind für eine unabweisliche Nothwendigkeit halte; und hätte ich diese Ueberzeugung nicht schon früher gehabt, so hätte ich sie bei genauerer Kenntniß der bisherigen unverzeihlichen Unordnungen in der Schulverwaltung in allen Stücken gewinnen müssen.

Ich schäme mich und kann mir es selbst nicht verzeihen, daß sie schon über vier Jahre unter meinem Curatorio fortgewährt haben. Jede gesetzliche Entschuldigung dazu mangelt mir.

Ich kann natürlich nach Ihren entgegengesetzten Ansichten und Handelsweise bei Ihrem Feuer und eisernen Sinn nichts anders als mein Verdammungsurtheil von Ihnen erwarten. Dies thut mir weh, denn ich schätze Sie; es kann und darf aber die Ueberzeugung und den pflichtmäßigen Gehorsam gegen das Gesetz nicht ändern

Ihres hochachtungsvoll und aufrichtig ergebenen

Graf Lieven.

*

*

*

XIX.

St. Petersburg, den 4. November 1821.

— — Ihr so oft hin und hergegangenes Papter an S. M. den Kaiser kann ich nicht übergeben aus den Ihnen schon angezeigten Gründen, die triftiger sind, als Sie glauben wollen.

Ihren Brief an mich wegen Prof. Neumann müßte ich aus den Haufen von Papieren heraussuchen, wozu ich wirklich keine Zeit habe. Wozu auch?

Sein Sie versichert, daß ich mit unveränderten Gesinnungen und Achtung stets bin

Ev. Hochwohlgeboren aufrichtig ergebener

Graf Lieven.

Im Verzeichniß der Lievenschen Briefe an G. F. Parrot sind vier Schreiben vom 23. Fbr., 6. März, 29. Aug. 1823 und vom 19. Fbr. 1824 angemerkt, die in der Sammlung fehlen. Aus ihrer Datirung ließe sich annehmen, daß sie wenigstens theilweise die folgenreiche Umgestaltung der theologischen Facultät berührt haben werden, über die der „Rückblick auf die Wirksamkeit der Universität Dorpat (1866) S. 138 flg. berichtet. Mit jener heilsamen Operation war durch die Pensionirung Prof. Hezel's nur der Anfang gemacht; sein Nachfolger war seit dem 5. März 1820 Samuel Gottlieb Henzi aus Bern bis an seinen Tod 1. Fbr. 1829. Mit den Professoren Böhlendorff und Segelbach, dem Kirchenhistoriker, dauerten die Unterhandlungen über die Einreichung ihrer Entlassungsgesuche fort, doch die Aussicht nach der Neubesezung ihrer Lehrstühle in offenerbarungsgläubigem Sinne war schon im Werke. Die der heute selten gewordenen Denkschrift Friedr. Busch's „Der Fürst Karl Lieven 2c.“ (1846) beigelegte Auswahl von Schreiben Lieven's an den Rector G. Ewers zeugt von der Sorge und Mühe, die der Curator an diese seine Herzensangelegenheit setzte. Einige Stellen aus den Briefen mit den Personalerläuterungen Busch's dürften hier wohl Wiedergabe finden.

Senten, den 13. November 1822.

— — Drei heiße Wünsche habe ich noch: zwei für die Universität, einen für mich. Hilft mir Gott gnädig die erlangen,

nämlich die theologische Facultät an unserer Universität gehörig gut besetzt, Sie mit einer Arrende begabt zu sehen, so lege ich jeden Augenblick gern mein Amt, und ist meine Tochter auch gut versorgt, auch meine irdische Hülle nieder. Unsere beiden Nachfolger sollen das Fortbauen leichter haben, als uns das Renoviren ward.

Senten, den 22. November 1822.

— — Sie wollen mir wegen Rhefa¹⁾ alle Hoffnung benehmen. Das so sehr lange Ausbleiben einer Antwort scheint wenigstens anzudeuten, daß er selbst für seine Person durch die angenehmen Verhältnisse sich gerade nicht binden läßt und bei der Regierung eingekommen sein muß. In wiefern diese nun sein Dortbleiben hoch anschlägt, ist freilich nicht vorauszusehen.

Wegen Tholuck²⁾, von dem mir Prof. Scheibel³⁾ einmal als einem jungen, Hoffnung gebenden Manne schrieb, hat er in der Folge keine Erwähnung mehr gethan. Bei Illgen⁴⁾ scheint mir nach Tittmanns⁵⁾ Aeußerung das zu fehlen, was Sie so sehr suchen, und gerade für die Dogmatik wünschte ich einen Mann, der mächtig sei das Schwert des Glaubens geschickt zu führen. Ich dachte, wenn Prof. Rhefa erst hier ist und die minder wichtige Stelle einnimmt, wir ihn näher kennen lernen und sehen das Wie und Wieviel, so könnte vielleicht er die Dogmatik übernehmen und es findet sich indeß zu der Pastoraltheologie leichter jemand.

St. Petersburg, den 20. Februar 1823.

Gott hilft! gelobet sei der Herr! Ihm sei die Ehre! Den beiden Herren Professoren (Böhlendorff und Segelbach) hat S. M. der Kaiser, sobald ihre Abschiedsgesuche einlaufen, die volle Pension ihrer gegenwärtigen Gage zuzugestehen geruht; da sie aber die vollen Jahre

¹⁾ Rhefa, aus der Umgegend Memels, 1777—1840, 1810 a. v. Prof. der Theologie und Prediger in Königsberg, starb dort als v. Professor und Consist.=Rath.

²⁾ Tholuck, geb. 1799 in Breslau, war zur Zeit Privatdocent, seit 1824 a. v. Prof. in Berlin, seit 1826 v. Prof. in Halle.

³⁾ Scheibel, v. Prof. der Theologie in Breslau.

⁴⁾ Illgen, 1786—1844, zur Zeit a. v. Prof., 1825 v. Prof. der Theologie in Leipzig.

⁵⁾ Tittmann, 1773—1831, v. Prof. der Theologie in Leipzig.

als Professoren nicht ausgedient haben, nicht aus der Universitäts-Pensions-Summe, sondern aus einer andern Reichscaffe. Nun bitte ich nur inständigst, mir gleich mit nächstumgehender Post die Entlassungsgesuche beider Herren officiell von der Universität einzusenden, damit ich das Ganze vor meiner Abreise vollends in Ordnung bringen kann, die Sache nicht alt wird, keine Haken in meiner Abwesenheit gemacht werden und — was viel schwerer ist — man wieder von neuem anfangen muß. Jede aufgewärmte Suppe wird aber unschmackhaft.

So unangenehm es mir auch ist, so lassen Sie uns die dadurch entstehende Lücke in unserer theologischen Facultät nicht bedauern. Sind die Stellen wirklich vacant, so kann man bestimmt handeln, um sie wieder zu besetzen, was nicht möglich ist, so lange sie noch besetzt sind. Heute schreibe ich an Koethe¹⁾ um einen Nachfolger der praktischen Theologie, von Schubert²⁾ wird Antwort erwartet, ob er in die Professur der Kirchengeschichte und theol. Literatur eintreten will. Bei Vorstellung des Gesuchs von Segelbach von Seiten der Universität sagen Sie mir gerade, daß er auf die Pension aus dem Fond der Universität nach den Statuten kein Recht habe und Sie die Berücksichtigung seiner frühern Dienste der Gnade des Monarchen anheim stellen müßten. Bei der Universitätsvorstellung von Böhlendorff's Abschiedsgesuch können Sie zwar der kurzen Zeit, die ihm noch an der Berechtigung zur vollen Pension fehlt, erwähnen, bemerkend, daß er seine früheren Dienste im geistlichen Amte zu erwägen bittet, welches die Universität höhern Ermessen überlassen müsse, und vermeiden Sie zu reden, woher die Pension kommen solle. Jetzt hängt die eingeleitete glückliche Beendigung nur von Ihrer weisen und schnellen Vorstellung der Gesuche ab, um die ich dringendst bitte.

Senten, den 12. Juni 1823.

Die Besetzung der theologischen Lehrstühle ist eine schwere Gewissenssache. Gott helfe doch gnädiglich über diesen Berg glücklich hinüber kommen! Sehr betrübend sind in solcher Seelennoth die

¹⁾ Koethe, Dr. Friedrich August, geb. 1781, 1812 Diaconus u. 1817 o. Prof. der Theologie in Jena, dann Superintendent zu Altstädt im Weimarschen, gelehrter Correspondent der ehem. Universität Dorpat.

²⁾ Schubert, F. W. von, geb. 1788 in Greißswald, 1813 a. o. Prof. der Theologie daselbst; 1823 Superintendent zu Altkirchen auf Rügen.

abschlägigen Antworten, die unbarmherzig von allen Seiten uns zuzufliegen. Ohngeachtet der würdige Koethe es schon zweifelhaft fand, daß Illgen kommen würde, hatte ich doch meine Hoffnung fest auf ihn gesetzt. Auch diese ist nun zu Schanden geworden. Gern würde ich Ihnen die Anfrage bei Prof. Schöne¹⁾ in Wittenberg überlassen, wenn ich nicht abermals ein Mislingen fürchtete. Koethe, der so warm sich für uns interessirt und die Reform unserer theologischen Facultät sowohl im rechten Geiste aufgefaßt hat als auch deren echt christliche Zusammensetzung eifrig wünscht, hatte den Schöne für den dogmatischen Lehrstuhl im Auge und wollte ihn für uns werben. Es ist daher rathamer vorsichtig zu gehen, um nichts zu verderben. Wo ich nicht irre, so glaube ich gehört zu haben, daß Tholuck schon Extraordinarius an der Berliner Universität geworden ist. Hat er so schnell solchen Eingang dort gefunden, so ist wol wenig Hoffnung ihn für uns zu gewinnen. Auch Koethe fischte nach ihm für uns. Gott helfe! Kennte ich des jungen Mannes Adresse, schriebe ich vielleicht selbst an ihn.

Senten, den 3. Juli 1824.

Die letzte Post brachte mir das Rescript unseres Ministers, wodurch Ihr alter ehrwürdiger Namensvetter seines Dienstes entlassen ist, mit der Weisung, demselben den Gehalt bis zum Tage der wirklichen Entlassung zu zahlen, und der Anzeige, daß wegen Zahlung der ganzen Pension von dem Tage an der Doklad an S. M. durch den Ministercomité gegangen ist. Ich fürchte eine neue kleine Wallung bei dem verdienten Greise, wenn keine geschickte Hand das ihm Bittere dabei liebevoll in Süß umwandelt. Darum will ich das Papier lieber noch einen oder zwei Posttage aufhalten, da doch vor Ablauf der Ferien die Wahl zur Wiederbesetzung nicht statthaben kann.

Lorenz Ewers, 1742 zu Karlsfrona geb., hatte 1762—70 zu Greifswald Theologie und Philosophie studirt; kam 1776 als Rector der vereinigten Kreis- und Stadtschule nach Dorpat, erhielt 1802 die Professur der Dogmatik und theol. Moral, war auch der erste Prorector bis 1. Aug. 1802, und hat immer in bibelgläubiger und bekenntnistreuer Weise allgemein hochgeachtet gewirkt, bis sein hohes

¹⁾ Schöne, geb. 1781 in Merseburg, 1822 Prof. am Predigerseminar in Wittenberg.

Alter den Zuhörern und ihm selbst den Wunsch seiner Pensionirung nahe legten. Die Berufung zur Nachfolge ging an Prof. Sartorius in Marburg am 30. October d. J. ab, während Böhlerdorff schon im Juni 1823 durch den Dorpater Oberpastor Gottlieb Eduard Lenz und Segelbach im Juni 1824 durch Kaspar Friedrich Busch ersetzt worden war.

* * *

XX.

Senten, d. 15. September 1823.

Hochwohlgeborener Herr Staatsrath und Ritter,
Hochgeschätzter Herr Professor!

Zwischen Dienstgeschäften und jetzt — wie Sie leicht denken können¹⁾ einer Menge Hausbesorgungen getheilt, zwischen beiden oft stark in der Klemme, haben sich mehrere Briefe, die gleich dringend Antwort erheischen, auf meinem Tische gehäuft und predigen mir laut die Flüchtigkeit der Zeit, wie die Beschränktheit menschlicher, besonders meiner Kräfte. Heute durchblicke ich sie schnell mit dem Wunsche, meine Schuld zu lösen; fühle aber, daß ich es nicht vermag; unentschlossen, mit welchen ich anfangen soll, bleibe ich bei den Ahrigen stehen, weil schon zwei da sind. Bei genauerer Ansicht möchte mir aber der Muth entfallen; denn wie vermöchte ich dem Reichthum des Inhalts, wie der Wichtigkeit der Gegenstände, wie der Fülle und Lieblichkeit des Gefühls bei dem Mangel an Zeit und gehöriger Ruhe zu genügen! Doch muß ich hindurch. So nehmen Sie mit nachsichtsvoller Güte auf, was ich in diesem Gedränge geben und wie ich es geben kann.

Der brave, würdige Rector Ewers, Sie kennend und aufrichtig liebend, hat Sie durch die Neußerung, daß die Saumseligkeit einiger Herren Professoren bei der Eröffnung der Vorlesungen jenen Befehl veranlassen würde, auf diesen Befehl, den er schon seit Monaten hat, vorbereiten wollen. Gewiß sehr ungern habe ich ihn gegeben. Was soll ich aber thun, wenn die Herren wiederholten Aufforderungen und Erinnerungen nicht folgen? Soll die Unordnung fortwähren und endlich überhand nehmen? Wie kann man von den jungen Leuten, den

¹⁾ Des Grafen Tochter ging ihrer Vermählung entgegen.

Studierenden verlangen, daß sie zu rechter Zeit sich einstellen, wenn diejenigen, die das Beispiel geben sollen, es nicht thun? was soll der Schüler in der Schule, wenn der Lehrer nicht da ist? Wie kann aber der Mann, der so viele Jahre hindurch, ehe der Befehl gegeben ward, nie versäumte seine Pflicht zu thun, dergleichen als ihn angehend ansehen? Weil ich mir selbst das schärfste Gesetz bin, soll darum denen kein Gesetz gegeben werden, die nur Gesetz bindet, weil sie mit und neben mir stehen? oder muß ich darum aus dem Kreise heraustrreten und meine Nützlichkeit aufgeben? Wahrlich, das wäre übertriebene Nützlichkeit und ich thäte Unrecht. Freuen muß sich der Freund der Ordnung, wenn zur Ordnung angehalten wird, und nicht seine Idee — sei sie noch so schön — mehr lieben, als was der Sache und vielen frommt. Das hieße Sklave seiner Ideen sein.

Nun komme ich an Ihre Rede, die Sie dieses Jahr in der Generalversammlung der Bibelgesellschaft gehalten haben. Ich danke Ihnen für die Mittheilung derselben; ich habe sie gleich beim Empfange durchgelesen. Sie hat nach meinem Gefühle und meiner Ansicht nicht geringen rednerischen Werth, übrigens erlassen Sie mir mein Urtheil. Wenn man einander über gewisse Dinge nicht versteht und nicht verstehen kann, ist es besser zu schweigen, um zwecklose Misverständnisse zu vermeiden. Ihrem Verlangen gemäß erhalten Sie die Rede¹⁾ hiebei zurück. Für alles Gütige, was Sie von meiner guten Tochter sagen, danke Ihnen das parteiische Herz eines liebenden Vaters innigst. Ihr selbst darf ich so Schmeihelhaftes nicht mittheilen, um sie nicht eitel zu machen. Nur Ihre freundlichen Grüße habe ich ihr bestellt, die sie mit Herzlichkeit erwidert. Sie giebt Ihnen einen bedeutenden Vorzug vor allen Ihren Herren Collegen.

Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen Ihr aufrichtig ergebener

Graf Lieven.

* * *

XXI.

Senten, den 9./21. April 1824.

— — Einen herzlichen Dank sage ich Ihnen noch für Ihre gütige Bemühung, die ich nie hätte in Anspruch nehmen dürfen, die Ueber-

¹⁾ Sie ist gedruckt unter dem Titel: Die Bibel aus dem Standpunkte des Weltmanns betrachtet (1823?).

setzung der unsere Kirche verteidigenden Abhandlung¹⁾ zu machen. So sehr Sie sie herabsetzen und stolpernd nennen, so vortrefflich finde ich sie und würde mich freuen, wenn ich die Fertigkeit besäße, sie in der doppelten Zeit nur halb so gut machen zu können. — —

* * *

XXII.

St. Petersburg, den 24. März 1825.

Verzeihen Sie, lieber Herr Staatsrath, daß ich auf drei Ihrer Confortative kaum mit soviel Zeilen antworten kann. Sie scheinen zu glauben, daß ich dieser bedarf; hier ist man der ganz entgegengesetzten Meinung. Ich gehe daher meinen Gang und bitte Gott, daß Er ihn gelingen lasse, wenn er nicht Seinem Willen zuwider ist.

Die Aeußerung aber in Ihrem zweiten Briefe: „glauben Sie nicht, daß ich Sie in ein Feuer jagen will, wohin ich mich nicht stürzen würde. Entfernt stehe ich doch mitten darin und mein Loos kann nur viel schlimmer sein als das Ihrige,“ hat mich mächtig erschreckt, denn Ihre Theilnahme daran kann meinem Gange und dem Gelingen meiner Absichten mehr schaden als die Widersetzlichkeiten meiner Gegner. Das Warum werde ich Ihnen vielleicht in Dorpat sagen.

Auf das letzte launige Confortativ habe ich nur zu bemerken, daß schlecht Brefsche zu schießen ist, wenn das Pulver, vom Uebermaß der feuchten Luft durchnäßt, nicht zündet und die Beste in Fels gehauen ist, von einem unübersteiglich oder unausfüllbar tiefen Graben umgeben, wo das Sturmlaufen unmöglich wird.

Noch bin ich hier. Nach 14 Tagen wird es klar werden, ob zum Stehen oder Fallen? Wie Gott will! wenns im Herzen nur heißt: Du thatst deine Pflicht, so gut du wußtest, soviel du konntest.

Recht gesegnete Feste wünscht Ihnen

Ihr aufrichtig ergebener

Graf Lieven.

Worauf sich die „Confortative“ Parrot's bezogen, ist mit Sicherheit gut festzustellen. Eine Gefahr für seine Stellung hatte um dieselbe

¹⁾ Diese Uebersetzung einer deutschen Abhandlung ins Französische ist noch im Entwurf vorhanden.

Zeit des vorhergehenden Jahres näher gelegen, da es den Umtrieben Kraktschejew's, des Metropolitens Seraphim, des Archimandriten Pboti und Magnizki's gelang, den Sturz des Cultus- und Unterrichtsministers Fürsten Alexander Galizyn zu bewirken, der leicht die Verabschiedung des Dorpater Curators hätte nach sich ziehen können.

* * *

XXII.

St. Petersburg, den 17. August 1825.

Hochwohlgeborner Herr Staatsrath und Ritter,
Hochgeschätzter Herr Professor!

Verzeihen Sie, daß ich Ihren Brief — wie meist ohne Datum, nicht schon mit voriger Post beantwortet habe, da Sie baldige Nachricht wünschten; ohngeachtet aller Anstrengung war es mir nicht möglich.

Sie bestehen also hartnäckig auf Ihre Emeritation. So gehet es. Wen man gerne los wäre, der gehet nicht; wen man gerne behielte, der läßt sich nicht halten.

Nach der klaren geschichtlichen Auseinandersetzung kann ich Ihr Recht nicht bestreiten. Die Gründe, die Sie zu Ihrem Entschlusse bewegen, mögen richtig sein; ob unter allen Umständen nichts dagegen einzuwenden wäre, ist die Frage. Mehnliche Gründe, nämlich: daß ich meinem Amte nicht wie früher vorzustehen vermag, legen mir denselben Entschluß dringend nahe und doch fanden Sie im vorigen Herbst viel dawider zu sagen. Wäre ich Professor und nur halb so berecht wie Sie, so würde es mir nicht schwer werden zu beweisen, daß auch Sie noch bleiben müßten. Nur weil mir beides abgehet, ist der Schein des Sieges auf Ihrer Seite und mir bleibt blos das Bedauern, Sie zu verlieren. Der Austritt eines geistvollen und kräftigen Bieder- mannes aus einer Anstalt ist immer ein empfindlicher Verlust für sie. Auf jeden Fall haben Sie Ihren Abgangstermin zu schnell anberaunt. So bald lockt man keinen tüchtigen Gelehrten, wie man ihn wünscht, hierher. Doch läßt Ihre Liebe für die Dorpat'sche Universität mich hoffen, daß Sie sie nicht werden sitzen lassen, bis wir jemand gefunden haben, mit dem wir hoffen dürfen, zufrieden sein zu können.

Meine würdige Mutter erwidert dankbar Ihren Gruß und ich verbleibe mit unwandelbarer Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

Graf Lieven.

* * *

XXIII.

St. Petersburg, den 16. Februar 1826.

Hochwohlgeborner Herr Staatsrath und Ritter!

Ist es möglich, daß ein Mann, nahe an sechszig, so gar wenig Geduld hat als Sie? Zählen denn nur Sie unter den 40—50 Millionen? Giebt es denn in dem großen Staate keine wichtigere, dringendere Geschäfte als Ihre Emeritationsache? und harrten denn nicht lange vor Ihrem Gesuche eine große Menge auf Entscheidung. Wohl hätten Sie — um endlich einmal Geduld zu lernen — verdient, noch viel länger zu warten. Es scheint aber, Sie sind ein Schoßkind des Schicksals; denn an demselben Tage, als ich Ihren Brief erhielt, traf einige Stunden später auch Ihre Emeritation ein, die ich morgen zugleich mit diesem Blatte der Post überliefere.

Sie sind nicht gleich einem „abgenutzten Stiefel weggeworfen“, noch „zum Stiefel gemacht“, wenn gleich ich sehr fürchte, daß die gemeinschaftliche Benutzung des Kabinetts befohlen und die Theilung der Etatsumme [nicht] ein mächtiges Hindernis zu erwünschter guter Wiederbesetzung Ihres Lehrstuhls werde.

Auch darin, daß Sie nicht als Wirklicher Staatsrath entlassen sind, hat das Schicksal mehr nach Ihrem Wunsche als dem meinigen und meiner Vorstellung sich gefügt.

So segne denn Gott Sie auch in Ihrem Ruhestande, da Sie die liebe Universität verlassen! Auch ich sehne mich sehr nach Ruhe; mein Gott aber führt mich in tiefere Arbeit und Geschäfte, die weit über meine Kräfte gehen, wenn Er nicht wunderbar hilft, wie Er bisher gnädig gethan hat.

Da Sie Commandant des Doms bleiben, so ist Ihnen auch Ihr kostbares Spielwerk¹⁾ nachgegeben; das darf aber den Anschlag um keinen fahlen Heller übersteigen.

Auf Ihr Wort, den Lehrstuhl nicht ledig zu lassen, bis es uns gelungen ist einen Nachfolger zu finden, der Ihnen nicht Schande macht, rechne ich.

¹⁾ Wol das „Hüttchen auf dem Dom“, wegen dessen der Curator im Frühling 1825 eine Vorstellung eingereicht hatte; eines der Lusthäuschen, für die nach Anders' Erinnerungen Parrot als Pfleger der Dompflanzungen sorgte. Vgl. Balt. Mon. Bd. 39, S. 232.

Wohl habe ich Gott gedankt, daß meine Söhne ihre Pflicht gethan haben und der Eine in der schwierigen Angelegenheit sich männlich gezeigt hat. Ihnen danke ich herzlich für den freundschaftlichen Antheil, den Sie daran nehmen!

Auch für Ihren wohlgemeinten Rath sei aufrichtiger Dank Ihnen! ihn zu befolgen hängt nicht von mir ab, wenn es mir nicht gegeben ist. Der eine ist Hannibal, ein anderer Scipio; nur selten findet man einen Durenne und Wellington, die beides vereinigen. Ein Jeglicher, wie Gott ihm gegeben hat. Gott helfe nur stets für Recht und Wahrheit, für das Gute kämpfen, leben und sterben!

Daß Sie Ihres gewünschten Ruhestandes recht froh werden mögen, wünscht herzlich

Ihr aufrichtig ergebener
* * * Graf Lieven.

XXIV.

St. Petersburg, den 6. Juli 1826.

Hochwohlgeborner Herr Staatsrath und Ritter!

Warum denn auf einmal so fremd mit mir? habe ich etwa Ihnen wider mein Wissen weh gethan? wie kommen Sie denn zu dem officiellen Dankschreiben? Daß ich Ihnen nicht selbst schrieb und die aufrichtige Freude, die mir diese Ihre so wohl und reichlich verdiente Auszeichnung¹⁾ gemacht hat, brieflich ausdrückte, daran sind einzig die überhäuftten Geschäfte schuld, die mir es seit Wochen unmöglich gemacht haben, irgend einem meiner Kinder eine Zeile zu schreiben.

Nach zehnjähriger Bekanntschaft werden Sie doch nicht anfangen zu verkennen den, der mit wahrer Hochachtung ist und bleibt

Ihr ganz ergebener
* * * Graf Lieven.

XXV.

St. Petersburg, den 5. Februar 1827.

Hochwohlgeborner Herr Statsrath und Ritter!

Da es mir nicht so wohl werden will, einen Augenblick persönlich bei Ihnen einsprechen zu können, so vergönnen Sie wenigstens diesem Blatte eine freundliche Aufnahme.

¹⁾ Nämlich die Wahl Parrot's zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg für das Fach der Mechanik am 3. Mai 1826.

— — — Die zweite Angelegenheit, die mich zwingt Sie zu belästigen, ist eine Bitte um Ihren gütigen Rath und Weisung, wie ich mich in Hinsicht meines Dankes für das Ehrendiplom der Akademie, welches mir am 2. d. M. zugestellt worden, zu nehmen habe? soll ich ihn an den Präsidenten oder an die Conferenz richten. Auch ging der junge Mann, Rosenstrauch wurde er mir genannt, der Diplom und Medaille mir brachte, so schnell fort, daß ich meine Banconote, die ich ihm zugedacht hatte, behielt. Kann ich sie ihm durch Ihre gütige Vermittelung zustellen?

Eine kurze befehlende Antwort würde aus vielen Dunkelheiten ziehen

Ev. Hochwohlgeboren hochachtungsvoll ergebenen

Fürsten Lieven.

Die Briefe des Fürsten Lieven an Parrot haben hiermit ihren Abschluß gefunden. Aus den an den Rector Ervers gerichteten mag aber noch eine Stelle wieder bekannt gemacht werden, die unter anderen des Curators Fürsorge in der Besetzung aller Professuren, und nicht etwa nur der in der theologischen Facultät, bezeugt, freilich zugleich auch die mit dem besten Willen zusammengehende Einseitigkeit und Irrthumsfähigkeit seines Urtheils belegt. Es handelte sich um die Entscheidung zwischen Leopold Ranke und Friedrich Cruse!

Die über jene Neubesetzung des 16 Jahre ledig gestandenen Lehrstuhls für Geschichte uns gebotenen Nachrichten lauten in chronologischer Folge nach Busch und nach Alfred Doves Veröffentlichung des Nachlasses Ranke's: „Zur eigenen Lebensgeschichte“ (Leipzig 1890) S. 186 flg., 190 flg. also:

Ranke, z. B. a. o. Professor in Berlin, seit dem Herbst 1827 auf seiner Studienreise in Wien, schreibt am 6. Febr. (25. Jan.) 1828 an seinen Freund Heinrich Ritter, den Philosophen:

„Ich bin beinahe mißvergnügt, daß die an sich so guten Nachrichten und Brieffschaften, die du mir gesendet hast, mich nöthigen, meine Gedanken von angenehmeren und wichtigeren Gegenständen weg auf meine eigenen Angelegenheiten zu richten.

Indem ich dies thue, so finde ich aber: 1) daß ich in einer kleinen Stadt so gut wie in einer großen leben und meine Geschäfte verfaßen kann, daß das ganze Berlin für mich in fünf bis sechs Menschen besteht und 2) daß es höchst nothwendig ist, daß ich aus dem miß-

lichen Stand meiner Finanzen herauskomme, wo ich jeden Gulden erst darauf ansehen muß, ob ich ihn auch ausgeben darf — und diese beiden Momente sind denn für Dorpat. Ich glaube nicht, daß es sich in Rußland schwerer lebt, als irgendwo anders. Auch Dorpat ist deutsch. Es kann mir nützlich sein, jene Provinzen durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Dort bleiben zu müssen, fürchte ich so wenig, wie Du. Und am Ende was ist es? Nach fünfundzwanzig Jahren wäre man sein eigener Herr. Erlebt man dies, so hat man ein ganz freies Alter zu erwarten.

Nun finde ich aber weiter, daß zu meinem Leben zwei Dinge gehören, die ich unmöglich entbehren kann: Gelegenheit zu reisen und die handschriftlichen Quellen der neueren Geschichte zu studieren, und sodann Bücher. Der Hauptanstoß bei Dorpat ist die kleine Bibliothek. Es ist klar, daß ich damit nicht auskommen kann. Was ist also zu thun? Ich habe bereits an Ewers geschrieben; ich habe mich weder geneigt noch abgeneigt bezeugt, sondern ihm einige vorläufige Fragen vorgelegt, unter denen vornehmlich zwei: 1) ob ich noch zwei bis drei Semester auf Reisen bleiben könne; 2) ob ich nicht dabei den Auftrag erhalten könne, die Dorpater Bibliothek im Fach der mittleren und besonders der neueren Geschichte etwas zu vervollständigen. Ich getraue mir, die urkundlichen Schriften für die neuere Geschichte für nicht allzuviel Geld zusammenzubringen. Und damit wäre mir geholfen. Schlägt man mir dies ab, so gehe ich schwerlich. Wofern man mirs gewährt, so wäre es doch möglich.

Indessen ist meine eigentliche Hoffnung trotz alledem, in Berlin zu bleiben oder höchstens nach Bonn zu gehen. Ich denke nicht, daß man mich so leicht wird laufen lassen, wenn ich es nur recht anfasse. Aber eben da liegt's. Ich kann nicht gut an den Minister schreiben, weil der Antrag doch noch nicht eigentlich officiell ist. Die Sache liegen lassen, geht auch nicht. Ich kann nicht wohl mit einer fremden Regierung in einer Art von Unterhandlung stehen, ohne daß es meine eigene weiß" u. s. w.

Und am 24. (12.) Febr. an seinen Bruder Heinrich: „Da kommt mir eben ein Antrag von Dorpat mit 1400 Rthlr. sächs. Gehalt (außer den Honoraren), erblichem Adelstand &c. Ich habe an einer großen Stadt auch weiter nichts als die Bibliothek; ich muß mir sagen, daß wenn ich von Zeit zu Zeit Freiheit hätte, zu reisen

und die für die europäische Geschichte wichtigsten Manuscripte und Bücher zu lesen, ja vielleicht selbst zusammenzubringen, daß es mir dann im Grunde einerlei sein kann, in welchem Winkel der Erde ich hause. Man sagt mir, es sei dort übrigens angenehm. Einige Zeit in der Mitte der nordischen Welt zu leben, könnte auch nicht schaden. Ich hoffe jedoch, so weit soll es nicht kommen.

Inzwischen hatte Fürst Lieven am 10. (22.) Februar 1828 Ewers geschrieben:

— — „Die Gelehrten haben meist einen andern Flug der Gedanken als ein armer Ungelehrter. Dies sehe ich bei unserm Briefwechsel über Prof. (Ranke). Keineswegs hat Ihre geäußerte Furcht Dittmann's Empfehlung des Mannes bei mir verdächtigt. Die Art seiner Empfehlung erzeugte gleich, also früher als Ihre Aeußerung kam, dieselbe Furcht bei mir, und mir blutet das Herz darüber, daß meinem so innig geliebten Ewers — verzeihen Sie diese herzliche Benennung — bei der Ansicht von dem Manne, über dessen Nichtkommen das Herz blutet, denn das beweiset, daß Gelehrsamkeit mit Genialität verbunden, Ihnen doch mehr als Christenthum gilt. Wäre Prof. (Ranke) zugleich herzlich warmer Christ, so hätten wir von dem genauen Zusammenhange der Geschichte mit der Politik und seiner Genialität nicht nur nichts zu fürchten, vielmehr uns dessen hoch zu freuen. Dann legte ich gern aus meinem Beutel zu, um ihn zu erhalten; jetzt werde ich auch sein Kommen nur mit schwerem, gedrückten Herzen sehen, denn meine schöne Hoffnung wäre gleich einem süßen Traume dahingeschwunden.“

Der Rückschlag dieser Gefinnung und der aus ihr erfolgten Schritte auf Ranke ergiebt sich aus dessen Brief an Heinrich Ritter vom 22. (10.) März.

„Ich kann dir nicht sagen, wie sehr mich die Nachricht über (Ruse) geärgert hat. Da sie augenscheinlich richtig war, habe ich auch nicht lange gefackelt. Zwar ließ sich in diesem Fall wohl eine günstige Entscheidung hoffen; doch ein so bestimmter Antrag und noch eine Concurrenz! Man wirft oft den Professoren vor, daß sie bei solchen Gelegenheiten nicht allzu sauber verfahren. Diesmal that es die Universität. Ich habe also gar bald an Ewers geschrieben, daß ich ihm für seine gute Meinung danke, aber weiter nicht berücksichtigt zu werden wünschen könne. Ich möge nicht concurriren zc.

Unserem Minister habe ich geschrieben, daß ich diesen Antrag, den ich beigelegt, völlig abgelehnt habe u. s. w. Darauf wird nun freilich nichts erfolgen, und die Sache wird sonder Zweifel bleiben, wie sie ist, obwohl ich die Miene angenommen, als hoffe ich gar viel. Zufrieden bin ich, daß die Sache abgethan ist.

Uebrigens sagt mir Morgenstern, der gegenwärtig hier ist und mit dem ich erst Bekanntschaft gemacht habe, nachdem ich völlig abgelehnt, — der fing zuerst von C(ruse) an — daß ihn dieser in Halle gefragt, ob denn jene Professur noch nicht besetzt sei, daß ohne Zweifel, wenn ein förmlicher Antrag an ihn geschehen, was er sehr bezweifele, dieser von ihm herbeigeführt und bloß formell sei, weil man einmal gewohnt sei, mehrere auf die Wahl zu bringen. Dies alles aber erschüttert meine Meinung nicht, daß ich die Sache gut gemacht habe. Auch sehe ich selbst aus dem, was Morgenstern lobend anführt, daß man dort auf jeden Fall eine sehr beschränkte Existenz haben wird. Was sagst Du dazu, daß Ewers selbst, weil er Geschichte lieft, die Besetzung der Stelle gar nicht mehr wünschen soll, wie man sagt.“

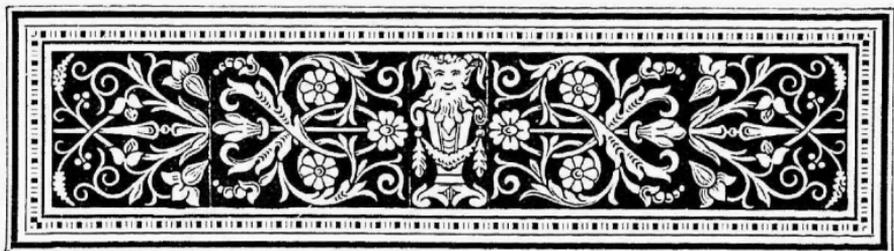
Das letzterwähnte Gerücht, wol von Morgenstern ausgegangen, dürfte um so unbegründeter gewesen sein, als G. Ewers 1826 in die Professur des Staats- und Völkerrechts und der Politik eingetreten und damit aus der philosophischen Facultät ganz ausgeschieden war. Fr. Cruse aber kam noch 1828 nach Dorpat, um das geschichtliche Studium bis 1853 niederzuhalten oder zu verwirren.

~~~~~

### C o r r i g e n d a .

- S. 269 Z. 2 v. u. lies Niego statt Ningoc  
 S. 273 Z. 12 v. u. „ wehe statt mehr.





## Eine morgenländische Sage.

(Nach dem Russischen.)

~~~~~

Es murrte ein Wanderer wider den Herrn:
In Gluthen versmachtend, dem Heimathland fern,
Verirrt in der Wüste drei Nächt' und drei Tage,
Bis schmerzende Augen mit grollender Klage
Verzweifelnd er wieder zur Ferne geschickt,
Wo endlich er Palmen und Wasser erblickt.

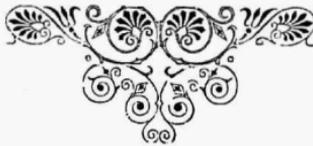
Und wie er zur Palme gelaufen geschwind,
Da fühlet der sprudelnde Brunnen ihm lind
Die dürstende Zunge und brennenden Liden;
Dann sank er zur Seite der Gselin nieder.
Und Jahre um Jahre nach Gottes Geheiß
Entflohen dem schlafenden Wanderer lei'.

Und als nun vollendet die Zeit ihren Lauf,
Erwacht er und hört eine Stimme darauf:
„O, Pilger! hast lang' in der Wüste geschlafen?“
Er sprach: „Als die Strahlen der Sonne mich trafen
Am gestrigen Morgen, da schlummert' ich ein;
Ein Tag muß im Schlafe vergangen mir sein.“

„'s hat länger gedauert!“ die Stimme versetzt:
 „Schau! jung gingst du schlafen; ein Greis bist du jetzt;
 Verwelkt ist die Palme, der klingende Bronnen
 Ist längst in dem Sande der Wüste verronnen,
 Ist längst in den Gluthen der Sonne verdorrt;
 Es bleicht das Gebein deiner Gfelin dort.“

Der Greis, dem so plötzlich die Jugend geraubt,
 Hat schluchzend gebeuet das zitternde Haupt . . .
 Da ward in der Wüste ein Wunder vollzogen,
 Die Zeit zur Vergangenheit rückwärts gebogen:
 Der Palmenschaft krönt sich mit Blättern so schnell,
 Und wiederum murmelt der kühlende Quell.

Der Gfelin morsches Skelett sich erhebt
 Mit Gliedern umkleidet, zum Brüllen belebt;
 Der Pilger auch, freudig erstanden zum Leben,
 Fühlt kräftig im Blute ein jugendlich Weben,
 Und heilige Andacht erfüllt seinen Sinn:
 So zieht er in Gottes Geleite dahin.





Fürst Bismarck.

Eine litterarisch=biographische Mosaik.

(Schluß.)

Eduard Simon „Geschichte des Fürsten Bismarck“. (Uebersetzt aus dem Französischen von D. Th. Alexander.)

Eine streng politische Biographie von einem politisch geschulten Franzosen geschrieben, gewissermaßen als Ergänzung zu dessen vorhergegangenem Buch „L'Empereur Guillaume et son règne“. Der Verfasser ist nicht von der Sonne der gloire de la nation française geblendet, er will streng unparteilich sein, und doch — möchten wir die Lectüre des Werks dem geneigten Leser erst dann empfehlen, nachdem er sich die genügenden grundlegenden Kenntnisse aus unparteiischen und altengemäßen deutschen Schriftstellern geholt hat, wozu insonderheit Sybel's Werk zu zählen ist. Dann aber, nach dem audiatur et altera pars verfahren, wird der Leser überrascht sein von der Vorurtheilslosigkeit des Franzosen und von der Eigenart so mancher Schlussfolgerungen desselben, die wohl zuweilen unseren Beifall nicht haben werden, jedoch nie und in keinem Falle von Voreingenommenheit dictirt sind.

So verwechselt Simon die politisch-deutschnationale Mission Preußens, die Bismarck nicht nur berechtigt, sondern als wahrhaft großer Staatsmann auch verpflichtet war, zu verfechten, mit der partikularistisch-dynastischen der Mittel- und Kleinstaaten, großstaatliche mit kleinstaatlicher Politik, und wirft Bismarck vor, er habe in

Kassel der liberalen Partei gegen die Dynastie beigestanden — Bismarck's Note an den Kurfürsten wurde durch den seiner Zeit so viel genannten „Feldjäger“ nach Kassel gebracht — während er in Preußen den Verfassungsconflict inaugurierte. Er wirft ihm vor, selbst mit dem Kaiser der Franzosen die „innigsten“ Beziehungen gehabt zu haben, während er ein gleiches oder ähnliches Verhalten der Mittelstaaten nicht streng genug habe rügen können. Gewiß, sowohl die letzteren, als auch Preußen thaten so zu Gunsten ihrer Dynastien; aber Bismarck sah hiebei weit, weit hinaus über den Kirchthurmhorizont seiner mittelstaatlichen Collegen, nicht nur bis an die Grenzen seines Vaterlandes im engeren Sinne, sondern bis an die Grenzen des gesammten Deutschlands, ja bis an eine damals noch ungeschaffene, künftige Grenze, deren Marksteine zu setzen erst den blutigsten Kriegen gelingen sollte. Und welche so sehr innigen Beziehungen waren es, die Bismarck mit Napoleon aufrecht erhielt? Bismarck's Verhalten war das eines klugen, zurückhaltenden Mannes gegenüber einem übermächtigen falschen Freunde, der Wohlwollen und Uneigennützigkeit heuchelnd, an „Compensationen“ denkt; das Verhalten eines ehrenhaften und wachsamem Wächters, der auf seinem verantwortungsvollen Posten den liebsten und edelsten Schatz zu hüten hatte vor den neidischen Blicken eines fremden Eindringlings, bei dem unter der durchsichtigen Maske der Gönnerschaft gar zu deutlich die Begehrlichkeit hervorlugte. Nicht entfernt beabsichtigen wir hier etwa das Recht oder die Pflicht oder, mag man's auch nur den Wunsch Napoleons nennen, zur Aufrechterhaltung des ominösen europäischen Gleichgewichts, eine territoriale Entschädigung bei Vergrößerung Preußens, eine „Compensation“ für sich auszuwirken — nach kleinbürgerlichem Maßstabe richtend zu verurtheilen; vielmehr mag es Frankreich mit Recht Napoleon zum Fehler anrechnen, daß er sich nicht bei Zeiten die von ihm stets so ängstlich verhüllten Garantien thatsächlich hat geben lassen. Dahingegen muß aber auch von jeder nicht nur politisch, sondern auch streng moralisch objektiven Seite ohne Weiteres zugegeben werden, daß Bismarck nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hatte, das ihm anvertraute Gut, das Wohl des Vaterlands vor fremder Begierde zu bewahren. Und es waren keine unmoralischen Mittel, die er bei seinem „dilatorischen“ Verfahren anwandte. Er hat der Falschheit Verschwiegenheit entgegengesetzt, der

Lüsterheit Zurückhaltung, der Anmaßung Festigkeit, der versteckten Drohung kluge Nachgiebigkeit, der offenen Forderung ein rückhaltloses Nein. Wenn einer von den Beiden ein verstecktes Spiel spielte, so war es nur die „Pariser Sphinx“. „Die zukünftige Geschichtsschreibung,“ giebt Simon an anderer Stelle zu, „wird vielleicht zeigen, daß Bismarck dem Kaiser gegenüber keine formellen Verpflichtungen übernommen,“ „sie wird aber nicht beweisen können,“ meint der Verfasser weiter, „daß der preußische Minister dem Kaiser Napoleon das Recht bestritten habe, für die Preußen geleisteten Dienste eine Entschädigung zu beanspruchen.“ Hier wären wir eher geneigt, einen Uebersetzungsfehler anzunehmen, als zu glauben, daß der politisch so hochgebildete Verfasser hiemit eine Unschuldbildung des großen deutschen Staatsmannes bezwecken wollte. Eine nähere Ausführung dessen halten wir für überflüssig. Der Verfasser wirft ebendasselbst (p. 224) dem Kaiser den Fehler vor, „daß er vor dem Kriege (1866) jede Verpflichtung ablehnte,“ was wir nicht weiter beanstanden; weiter sagt er, Napoleon hätte eben darauf gerechnet, „von dem Edelmuth Bismarck's nachher irgend eine Entschädigung zu bekommen.“ Ja, wenn's mit einer Geldentschädigung abgethan gewesen wäre! Aber es sollte eben ein Stück des eigenen Vaterlandes sein, oder zum mindesten Vergewaltigung eines dritten Staates zu Gunsten Frankreichs! Wie hätte wohl die spätere Geschichte ein solches Thun bezeichnet? Dazu hätte ein Bismarck sich nie hergeben können. Nur übermächtige Gewalt, nie freier Wille, hätte ihn dazu veranlassen können. Der Uebermacht aber setzte er bis zur Vollenwicklung der eigenen physischen Kräfte, die hohe Ueberlegenheit seines Geistes entgegen. (Vergleiche zu Obigem auch p. 254, 256 f.).

Interessant ist der Versuch des Verfassers, eine Parallele zwischen Bismarck und Napoleon III. herzustellen!

Es heißt auf Seite 110: Es „bestand zwischen Napoleon III. und Bismarck eine vollkommene Ideengemeinschaft, die sie sich nicht immer gestanden, die sie aber kannten und die ein mächtiges Bindemittel zwischen ihnen bildete. Beide wollten mit der öffentlichen Meinung gehen, die nationalen Wünsche zur Grundlage ihrer Politik machen, aber selbst handeln, für das Volk und möglichst wenig durch das Volk wirken. Sie nahmen die Repräsentativ-Verfassung an, verwarfen aber eine Parlamentsregierung Sie nahmen

beide das Nationalitätsprincip zur Umgestaltung der Karte von Europa an; Napoleon III., um Italien zu befriedigen; Bismarck, um das Gebiet der Hohenzollern-Dynastie unter der Fahne der deutsch-nationalen Einheit zu vermehren.“

Abgesehen von einigen übereinstimmenden Aeußerlichkeiten könnten wir mit demselben Rechte eine taube Nuß mit einer köstlichen reifen Champagnertraube, eine Seifenblase mit einem Krystallfelche, eine Bleifugel mit einem Goldreifen vergleichen.

Wir verstehen sehr wohl, daß Ed. Simon hier nicht die Absicht hatte, die Persönlichkeiten Bismarck's und Napoleon's mit einander in Parallele zu setzen, sondern lediglich ihre Ziele und die angewandten Mittel. Aber auch so konnte der Vergleich nur ein häßlich hinkender sein. Bismarck's Politik ist eine rein objektive, Napoleon's eine craft subjektive. Bismarck arbeitete für das Deutsche Volk und für die Dynastie der Hohenzollern; Napoleon im eigensten persönlichen Interesse. Bismarck hat fast ständig gegen Majoritäten gestritten und gekämpft, und stand zumal im Beginn seiner Laufbahn Einer gegen Alle: Napoleon schmiegte sich dem Willen seines Volkes an. Bismarck erklärte stets offen und rücksichtslos, was er wollte und zwang die Widerwilligen, ihm zu folgen; Napoleon erforschte insgeheim die Strömungen im Lande und veranstaltete Pseudoplebiscite. Bismarck war der Vertreter des *suum cuique*; Napoleon grübelte ständig über „Compensationen“. Bismarck, auf der Höhe seiner und des deutschen Volkes Macht, war Erhalter des europäischen Friedens; Napoleon zettelte Kriege an, um des „Europäischen Gleichgewichts“ willen. — —

Unser günstiges Urtheil über Simon's Buch nehmen wir um deswillen keineswegs zurück, sondern empfehlen die Lectüre desselben allen Politikern und Historikern auf's Angelegentlichste.

Charles Lowe „Fürst Bismarck“. Eine historische Biographie.
(Uebersetzt von Dr. E. Alb. Witte.)

Wir weisen in diesem Werke auf das hin, was in Bezug auf die letzten Jahre uns von Seiten eines englischen Autors zumeist interessiren könnte. Es läßt sich das unter folgende drei Namen rubriciren: Prinz Alex. von Battenberg — Dr. Mackenzie — Dr. Geffcken; d. h. die durch Bismarck vereitelte Heirath des weiland

Fürsten von Bulgarien mit der Prinzessin Victoria — die Krankheit Kaiser Friedrichs III. — das „Tagebuch des Kronprinzen“. Wenn nun schon der Verfasser in diesen drei Fragen seinen englischen Standpunkt nicht geradezu vollständig verleugnet, so muß doch zugegeben werden, daß er dem Reichskanzler meist Gerechtigkeit zu Theil werden läßt. Bismarck's politischer Takt durfte unter keinen Umständen jene Heirath zu Stande kommen lassen — in welcher peinlich schwere Situation sah er sich durch sein Pflichtgefühl gebracht gegenüber dem kranken Monarchen, mit dem er sich freilich vollkommen eins wußte, und dessen Gemahlin, der liebenden Mutter. Endlich, endlich hatten des Kanzlers Vernunftgründe über den Herzenswunsch der Kaiserin gesiegt. Nach einer zweistündigen Unterredung habe sie, laut einer halbamtlichen Mittheilung, zuletzt die beiden Hände des Kanzlers ergriffen und gerufen: „Ich opfere das Glück meiner Tochter auf dem Altar des Vaterlandes!“

Der englische Verfasser kann es sich jedoch zu Ende seiner Auseinandersetzungen nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß der Wunsch, dem Kronprinzen, dem jetzigen Kaiser, der eine persönliche Abneigung gegen den Plan hegte, sich „gefällig zu erweisen, ihm (dem Kanzler) wahrscheinlich auch noch einen besonderen Anlaß geboten, die geplante Verbindung zu verhindern“ (p. 296). Dieser Zusatz des Verfassers ist selbstverständlich ohne Weiteres zu verwerfen. Auch hebt der Autor an einer späteren Stelle (p. 314) eine solche irrige Anschauung von der Persönlichkeit eines Bismarck selbst wieder auf. Er sagt bei Gelegenheit der Entlassung des Reichskanzlers: „„Eine angenehme Person,““ läßt Lord Beaconsfield einen seiner Romanhelden bemerken, „ist eine Person, die sich angenehm macht“ und Bismarck hatte, in den Augen seines neuen Herrn wenigstens, zugehört, dieser Definition des Ausdrucks zu entsprechen.“

Nie hat Bismarck im Laufe seiner fast halbhundertjährigen staatlichen Wirksamkeit bei Durchführung seiner politischen Ueberzeugungen den Gradmesser persönlichen Wohlgefallens oder Mißfallens vor Augen gehabt. Stimmt hiebei Wunsch und Neigung einer höheren Autorität mit diesen seinen Ueberzeugungen überein, so kam solches lediglich dem Deutschen Volk und seinem hohen Herrscherhause zu gut, wie z. B. in der Battenberger-Frage — fand aber hierin keine Uebereinstimmung statt, so entsagte ein Bismarck lieber seiner

hohen amtlichen Stellung — als daß er sich selber untreu wurde: Die Iden des März des Jahres 1890 geben hievon ein Zeugniß für alle Zeiten.

Wenn wir dem Leser obige Stelle aus Lowe's Biographie Bismarck's citirten, so beabsichtigten wir in keinem Falle, ihn von der Lectüre dieses Buches abzuhalten, vielmehr schließen wir uns fast unbedingt der Ansicht Horst Kohl's (Jahrbuch) an, der sie „unstreitig die beste aller bisher geschriebenen Biographien“ nennt und weiter von derselben sagt: „Lowe hat auch in diesem Schlußkapitel („Vom Tode Wilhelms I. bis zu Bismarck's Entlassung“) gezeigt, daß er sein Urtheil durch den Streit der Parteien und die wechselnden Tagesmeinungen nicht beeinflussen läßt, sondern bemüht ist, den tieferen Ursachen geschichtlicher Ereignisse nachzuspüren.“

Leihen wir Lowe das Wort, um zu erfahren, wie ein litterarisch so bedeutender Engländer beispielsweise über die private und die geschäftliche Correspondenz Bismarck's aus dessen vorministerieller Periode urtheilt. Lowe sagt:

„Vor der Veröffentlichung der amtlichen Berichte, die Bismarck von dem Bundestag an seine Regierung schickte, erhielten wir die beste Kenntniß von seinen Reden und Thaten, während des Frankfurter Abschnittes seines Lebens, aus seinen Briefen an seine Familienangehörigen und andere. Ausgezeichnet durch einen fruchtbaren Wiß und satirischen Humor, durch Gemüth und Phantasie nicht minder, wie durch scharfe Beobachtungsgabe und ein drastisches Schilderungsvermögen verleihen ihm diese reizenden Briefe, die manchmal, während der Verfasser auf eine Audienz oder auf einen Eisenbahnzug wartete, niedergeschrieben wurden, das Anrecht, unter den besten Meistern der jetzt halb vergessenen Briefschreibekunst einen hohen Rang einzunehmen. Diese Briefe, die in höchst anziehender Weise die Erfahrungen schilderten, die er auf seinen Urlaubsreisen in ganz Europa von Land und Leuten sammelte, sind natürlich ein treues Abbild des Mannes selbst, doch müssen wir uns an seine Frankfurter Berichte halten, wenn wir den Gang seiner politischen Gedanken und Handlungen in der gleichen Zeit verfolgen wollen.“

„Diplomatische Litteratur ist in der Regel für die große Masse der Leser keine sehr interessante Lectüre, in den meisten dieser Bismarck'schen Berichte aber findet sich ein eigener Reiz, der zu ihrem Studium einladet, selbst wenn der darin behandelte Gegenstand, wie es häufig vorkommt, schrecklich trocken ist. Reich an scharfsinniger Beobachtung der Welt, an sonderbaren und originellen Ausdrücken, an gesundem Menschenverstand, an feinem Humor, an schneidender aber nicht böswilliger Satire,

an ätzendem Witze, an männlicher Logik, verrathen sie alle Eigenschaften eines starken, umfassenden Geistes. Ihr Verfasser beherrscht in gleichem Grade die ungezwungene, überzeugende Schreibweise Lord Palmerstones, das geistreiche, vollendete Schilderungsvermögen des Herzogs von Wellington und den literarischen Schwung des Marquis von Salisbury. Die Schriftstücke sind vollkommene Muster der Berichterstattung. Von allen Botschaftern sind die amerikanischen wahrscheinlich die besten. Auch bei ihnen ist die Diplomatie ein Beruf, aber keiner, der eine besondere Vorbereitung oder Ausrüstung erfordert, von dem Besitz einer guten Erziehung, gefälliger Manieren (wenn möglich) und offener Augen abgesehen. Ihre Auffassung des Botschafterpostens ist die allein richtige, wie sich jeder selbst überzeugen kann, der einen Band ihrer „auswärtigen Beziehungen“ in die Hand nimmt. Nichts ist ihnen zu gering, um nicht Kenntniß davon zu nehmen, und nichts entgeht ihrer Beobachtung oder ihrer Berichterstattung.

Kein Gesandter der Vereinigten Staaten hat jedoch seine Augen und Ohren je wachsammer gebraucht, oder sorgfältiger über alles, was er sah und hörte, berichtet als Herr von Bismarck im Bundestag. Er war so gründlich, daß kein Zeitungsberichterstatter ihm die Wage hätte halten können. Es ging alles nach Berlin, von der Angabe des Verfassers eines mißfälligen Artikels bis zu der Bloßstellung von Personen zweifelhafter Vergangenheit. Gründliche Beobachtungen über den Stand der demokratischen Bewegung, interessante Neuigkeiten von den benachbarten Höfen, Berichte über Reisen und gesellschaftliche Abenteuer, Denunciation von gottesleugnerischen Schriften, Anekdoten von ausgezeichneten Personen, weise Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat, — dies ist das Kaleidoskop, welches die Bismarckschen Berichte darbieten. Der interessanteste ist jedoch auf jeden Fall eine Art Inventur über die Charaktere all seiner Kollegen im Bundestag. Diese persönlichen Skizzen lesen sich wie Seiten aus Theophrastus oder La Bruyère und beweisen, daß es ganz von dem Belieben ihres Verfassers abhing, sich entweder in der Politik oder Litteratur einen bedeutenden Namen zu schaffen.“

Die Lectüre von Poschinger's: „Preußen im Bundestag“ und der „Bismarckbriefe 1844—1870“ kann nicht genug Jedem empfohlen werden, der mit politischem Sinn Verständniß für das bedeutendste Erzeugniß aller Zeiten in dieser Litteraturgattung in sich vereinigt.

„Fürst Bismarck in Friedrichsruh“ von C. W. Allers (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. Ein Prachtwerk in Groß-Folioformat.)

Das patriarchalisch gemüthvolle und echt deutsche, gesunde Familienleben eines Landedelmannes, der kurz vorher noch durch ein Menschen-

alter nächst dem Kaiser der mächtigste Mann im Deutschen Reich gewesen war, tritt uns aus den siebzig Federzeichnungen entgegen, die Miers' Meisterstift gezeichnet, von denen wir hier nur einige wenige herausgreifen und schildern wollen.

Zuvor aber entnehmen wir noch folgendes der Einleitung zur besseren Orientirung.

„Fürst Bismarck bringt den Vormittag mit Erledigung seiner Correspondenz zu und geht dann ein Stündchen spazieren, in der Hand einen derben Eichenstock, deren in einem Zimmer viele zur Auswahl stehen, darunter manche mit Widmungen von Verehrern, manche von sonderbarer Form; benutzt werden nur die einfachen und zuverlässigen.“
 „Der Fürst ist ein eifriger Beobachter der Natur und besonders ein großer Freund der Bäume. Zu sehen, wie die Tannen frische Triebe ansetzen, hätte für ihn, wie er selbst zu einer plattdeutschen Deputation sagte, viel mehr Interesse, als „de hoge Politik“. Ein Weg, den er oft einschlägt, führt ihn unter den hohen Buchen des Parks nach der „Rosenbank“, nach dem kleinen See, auf dem ein Schwan seine Kreise zieht, nach dem Felde, wo der Klee üppig wächst, und welches eine dem Auge erwünschte Unterbrechung des großen Waldes bildet. Sobald aber Fürst Bismarck aus der Einsamkeit des Parks auf den breiten Fahrweg heraustritt, den er überschreiten muß, um in den eigentlichen Wald zu kommen, ist es mit dem ruhigen Naturgenuß vorbei. Denn vor jedem der Parkausgänge stehen Schaaren, die ihrer Verehrung durch Hurrah Ausdruck geben, wenn sie des Fürsten ansichtig werden; Momentphotographen sind bestrebt, den bedeutamen Anblick festzuhalten, und am nächsten Tage berichtet die Zeitung, was Er gesagt und gefragt, und was Kaufmann S. aus H. geantwortet hat.“

„Ist der Fürst vom Spaziergang zurückgekehrt, so empfängt er Gäste, oft auch eine Deputation. Die Frühstückstafel findet um 12 Uhr statt. Vormittags reitet oder fährt Bismarck aus; in letzterem Falle beehrt er ab und zu einen Gast mit der Aufforderung, ihn zu begleiten. Die Ausfahrt erfolgt zumeist durch das Hauptthor, und dort wiederholen sich die Ovationen vom Morgen, oft in großartigster Weise. Die Hauptmahlzeit wird um 6 Uhr eingenommen, und der Abend regelmäßig in zwanglosem Verkehr der Familie mit den Gästen zugebracht; man geht aus einem Zimmer in's andere, spielt Klavier,

singt, unterhält sich, wie eben die Stimmung ist. Fürst Bismarck liegt auf seinem Fauteuil und liest die meiste Zeit, indem er ab und zu in die allgemeine Unterhaltung eingreift.“

In derselben liebenswürdig gemüthlichen Weise werden die übrigen Hausgenossen von Friedrichsruh in der Einleitung skizzirt. So, u. a. sehen wir Bismarck's kleine Enkelinnen nach dem Gute-Nacht-Kuß den Großvater umtanzen unter fröhlichem Absingen des „Adam hatte sieben Söhne“ u. A. m.

Doch wenden wir uns zu den Federzeichnungen. Eine der ersten zeigt uns den Empfang der Deputation der Schiffergesellschaft durch den Fürsten. Das darauf folgende Bild hat einen gemüthlicheren Charakter: Die drei Deputirten, darunter ein Kapitän Steffen, sitzen in der Gesellschaft des Fürsten bei einer guten Cigarre. „Wie heißt denn Ihr Schiff, Herr Steffen?“ wendet sich der Fürst an den Genannten. „Ich führe den Dampfer „Deutschland“, Durchlaucht.“ „Den habe ich ja auch lange gefahren.“ Diesen Moment hat der Künstler festgehalten. Auf den Gesichtern der drei Tischgenossen liegt, ich möchte sagen, ein wehmüthig heiterer Zug und eine liebevolle Verehrung. Selbst dem Manne in Livree, der weiter im Hintergrunde die Gläser füllt, sieht man's an, daß er die Bemerkung des Fürsten gehört und verstanden hat.

Wir blättern weiter und es ziehen unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich einige doppelseitige Skizzen, welche wir mit dem gemeinsamen Namen als „Familienabend bei Bismarckens“ bezeichnen wollen. Da darf nun vor allem „Er“ selbst nicht fehlen. Hier wendet Er uns das volle Gesicht zu; da erscheint Er uns im Profil; dort sehen wir lediglich die kahle mächtige Stirn über dem Zeitungsblatt hervorragend. Die Zeitung scheint fast ständig in Bismarck's Händen zu sein; noch mehr aber ist sein unzertrennlicher Begleiter die lange Pfeife.

Zum Schutz der Augen gegen das grelle Lampenlicht dient dem Fürsten nicht etwa ein kunstvoll von Damenhand geformter Schirm, sondern ein primitiv an die Kuppel befestigtes, abgerissenes Blatt Papier von höchst unregelmäßigen Contouren: wenn es nur den beabsichtigten Zweck erfüllt, und den erfüllt es — damit basta!

Die Gräfin Rangau, Bismarck's Tochter, spielt mit ihren beiden jüngeren Knaben am runden Salontisch beim Schein einer mächtigen

Lampe eine Partie Karten. Ihr starker, kräftiger Körperbau und das breite, verständige Gesicht mit dem energischen Zug um den Mund kennzeichnen sie als die Tochter ihres Vaters. Nicht weit davon haben sich der Graf Rangau, eine schneidige, markirte Erscheinung, und der Doktor Schwenninger zusammengefunden. Der Graf unterbricht seine Lektüre, um die famose Anekdote anzuhören, die ihm der „Reichsdoktor“ zum Besten giebt. Ein ursprünglicher, prächtiger Humor muß ihm eigen sein, diesem „Baier mit dem Gesicht eines Italieners,“ denn der alte Bismarck selbst meint: Wenn der Schwenninger in Friedrichsruh ist „dann sind wir alle fidel!“

Da ist auch der alte ehrliche und hochgelehrte Freund Bismarck's, der jüngst verstorbene Bucher, oder, wie die Frau Fürstin ihn zuweilen nennt, „Büchlein.“ Falls man bei Tisch bei irgend einem Gesprächsstoff allgemein „mit seinem Wissen am Rande ist, selbst das ehrwürdige Familienhaupt nicht ausgenommen“, da brauchte man nicht erst den betreffenden Band Brockhaus herbeizuholen — wenn „Büchlein“ anwesend war.

Wir sehen auch Lenbach, den großen Porträtmaler, ebenfalls vom Fürsten zu seinen intimeren Freunden gezählt; ein fester, selbstbewußter Charakter, dem Titel und Rang und Stand nichts gelten, sondern nur der Mensch als solcher.

Wenn Lenbach etwas an seinem Verhältniß zum Fürsten bedauert, so ist's der Umstand, daß dieser nicht das volle Verständniß und das eingehende Interesse für seine eigenen von Lenbach gemalten Porträts entgegenbringt, die der Künstler ersehnt. —

Wir wenden uns weiter zu den anderen Skizzen und eine Reihe von Einzelporträts der bisher erwähnten Personen, wie der übrigen Familienglieder und Freunde des Hauses, als auch so mancher Verwaltungsbeamten und Bediensteten, tritt uns entgegen. So unter letzteren der Kammerdiener Pinnow mit dem breiten, gutmüthigen, ehrlichen Gesicht, und der Kiste, mit den eben zum Geburtstage des Fürsten aus Jever angekommenen 101 Kibizeiern, im Arm.

Eine köstliche Skizze heben wir zum Schluß noch hervor: Vor der halbgeöffneten Außenthüre sieht man einen fremden Herrn nebst weiblicher Begleitung. „Sagen Sie, meine verehrten Herren, können Sie uns nicht auch zum Fürsten 'reinbringen?“ wendet er sich an die innerhalb der Thüre stehenden und den Zugang verwehrenden Allers

und Schwenninger. „Da sind sie an die falsche Adresse gekommen,“ erwidert der Reichsdozent, „wir sind keine 'Reinbringer, wir sind 'Kauschmeißer.“

Wenn wir an dem Allers'schen Prachtwerk etwas auszusagen haben, so ist es dieses, daß der Künstler das alte „ne quid nimis“ nicht immer beachtet hat. Das heißt: Er bietet uns einzelne Skizzen, die nur in einem sehr losen Zusammenhang mit der Persönlichkeit des Fürsten stehen.

Bismarck-Album des Kladderadatsch. Mit dreihundert Zeichnungen von Wilhelm Scholz.

Bei einer Besprechung der Bismarcklitteratur darf — last not least — obiges Buch nicht übergangen werden. Es erschien in erster Auflage in Anlaß des 75-jährigen Geburtstages des Reichsfanzlers, März 1890. Schon in der zweiten Auflage sehen wir das Abschiedsbild hinzugefügt — das große, weltbewegende Ereigniß hatte sich eben vollzogen. Ein Jeder kennt den „Kladderadatsch“, jenes weitverbreitete und allbeliebte humoristisch-satirische politische Blatt und insbesondere die zahlreichen darin vorkommenden Bismarckgestalten, welche von der Hand Wilhelm Scholz' herrühren, von dem auch die seither typisch gewordenen drei Bismarckhaare geschaffen worden sind. Vorliegendes Album enthält sämtliche im Laufe von mehr als 40 Jahren in dem Blatte angesammelten Zeichnungen, Randbemerkungen und Gedichte, die sich auf Bismarck beziehen. Spärlicher in den ersten Jahren, häufen sie sich je mehr und mehr mit den Zeiten, da Bismarck sich dem Mittelpunkt der Ereignisse fort und fort näherte, und schließlich ihn selbst einnahm. Wie viel Auflagen bis zum heutigen Tage das Kladderadatsch-Album erlebt hat, ist mir nicht bekannt; mir liegt jedoch die 25ste Auflage aus dem Jahre 1893 vor.

Bemerkenswerth ist, daß auch bei den schärfsten satirischen Angriffen, die namentlich in der älteren und ältesten Periode nicht fehlen, doch eine mehr oder weniger unbewußte Achtung vor der Größe der Persönlichkeit Bismarck's den Stift des Zeichners und die Feder des Dichters geführt hat, also daß in kaum einem Falle das Sujet in trivialer oder burlesker Weise einfach lächerlich gemacht worden ist. So ist denn das Bismarck-Album, „im Gewande des Humors und

der Satire, eine Chronik jener großen Epoche mit ihren wechselnden Zeitstimmungen, ihren Irrungen und erhebenden Momenten.“

Rudolf Genée leitet es mit folgenden, schönen Versen ein:

„Erst verspottet, dann befehdet,
 Viel geschmäht in allen Landen,
 Hat er dennoch hohen Muthes,
 Aufrecht stets und fest gestanden.
 Dann gehaßt und dann gefürchtet,
 Dann verehrt, geliebt, bewundert:
 Also steht er, eine Säule,
 Ueberragend das Jahrhundert,“

Aus der großen Zahl der Bilder greife ich einige wenige heraus. Da ist eines aus dem Jahre 1865 mit der Ueberschrift: „Diplomatisches Frühstück in Biarritz.“ Bismarck und Napoleon III vor einer Schüssel mit Flensburger Mustern („Schleswig-Holstein“) und einer Flasche „Rhein“-Wein. Bismarck hat die Schüssel bereits zu sich herübergeholt und greift nun auch nach der Flasche. Er (Napoleon): „Nun so nehmen Sie die Mustern allein, und geben Sie mir dafür den Wein!“ Der Andere (Bismarck): „Bitte tausendmal um Entschuldigung; aber der gehört ja gerade zu den Mustern.“ Sapiensat denken wir und finden einige Seiten weiter ein Pendant zum vorigen Bilde, und zwar aus dem Jahre 1866. Der Ton ist hier nur weniger höflich von Seiten des „Anderen“.

Eines der köstlichsten Bilder ist das auf S. 107 unter der Aufschrift „modus vivendi“ — doch möge der Leser es gelegentlich selbst nachsehen. Rührend ist die letzte Zeichnung: „Des Reichskanzlers Abschied“: Bismarck verläßt seine Amtswohnung in der Wilhelmstraße, von seinem treuen Hunde Tyras begleitet, in der linken Hand den gepackten Reisekoffer. An der Thüre wendet er sich noch einmal um und giebt dem weinenden Kladderadatsch die ihm von letzterem verlehnenen „drei Haare“ zurück. —

Neuerdings hat Horst Kohl eine Separatausgabe der Bismarck-Gedichte des Kladderadatsch veranstaltet (gleichfalls illustriert). „Die formgerechten, bald scharf satirischen, bald gutmüthig humoristischen, immer aber geistvoll zugespitzten Verse eines Dohm, Löwenstein, Trojan, Polstorff verdienen in den weitesten Kreisen bekannt zu werden.“

In einer Besprechung, wie der vorliegenden, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, die namhaftesten Erzeugnisse der Bismarcklitteratur dem Leser mit dem Zweck vorzuführen, aus ihnen ein, wenngleich mosaikartiges, so doch in den gegebenen Zügen treues Bild des Fürsten Bismarck durch einzelne Phasen und Altersstufen seines so reichen Lebens vorzuführen, darf endlich auch jenes neueste Unternehmen seines bedeutendsten Biographen Horst Kohl nicht unerwähnt bleiben:

Das Bismarck-Jahrbuch,

das den Zweck hat, alles historisch irgend bedeutsame Material, welches auf das Leben Bismarck's und seine Persönlichkeit Bezug hat und sich zur Zeit noch im Privatbesitz befindet, zu sammeln, zu sichten und der Deffentlichkeit zu übergeben.

„Das Werk kann nur gelingen“, heißt es im Aufruf des Verf. vom März 1894, „wenn recht viele Mitarbeiter sich daran durch Einwendung geeigneten Materials betheiligen. An alle aufrichtigen Freunde des Fürsten Bismarck, an Historiker, Archivare, Diplomaten, Verlagsbuchhandlungen und Zeitungsredactionen ergeht hiermit die Aufforderung, den Herausgeber bei Beschaffung des Stoffs zu unterstützen, damit das Bismarck-Jahrbuch ein Ehrendenkmal pietätvoller Liebe und Dankbarkeit werde.“

Dem Herausgeber floß in kurzer Zeit ein so gewaltiges Material von allen Seiten zu, daß er, statt wie in Aussicht genommen am 1. April 1895, bereits im October des vergangenen Jahres das erste Jahrbuch herausgeben konnte, einen stattlichen Band, in jeder Hinsicht seines Inhalts würdig.

Wohl vermöchten wir unsere vorliegende Uebersicht der competenten Scriptoren in der Bismarcklitteratur noch um so manchen Namen und Titel zu erweitern, obgleich deren Zahl nicht mehr allzugroß sein dürfte. Wir bescheiden uns jedoch hiermit, um das Interesse der Leser nicht zu ermüden¹⁾. B. v. Wilpert.

¹⁾ Der Verf. gestatte uns, aus der allerneuesten Bismarck-Litteratur nachträglich noch folgende Publicationen aufzuführen: H. v. Poschinger, „Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894“, ein hervorragendes Quellenwerk für die Zeitgeschichte, ferner von demselben Herausgeber: „Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche und Interviews“ und endlich die vortreffliche kurze Biographie: „Otto von Bismarck, ein Lebensbild, zu seinem 80. Geburtstage gewidmet dem Deutschen Volk von Karl Streckert“.





Politische Correspondenz.

Der **deutsche** Reichstag hat seine Thätigkeit beendet, die gegenwärtige Session ist durch kaiserliche Ordre am 24. Mai geschlossen worden. Eine unersprießlichere und an positiven Ergebnissen ärmere Sitzungsperiode als die soeben beendete hat es in der bisherigen Geschichte des deutschen Reichstages kaum gegeben. Wenn auch einzelne kleinere Gesetzworlagen zur Annahme gelangt sind, so ist doch Unfruchtbarkeit und Unfähigkeit zu jeder größern politischen Action die eigentliche Signatur der gegenwärtigen Vertretung des deutschen Volkes. Freilich trägt auch die Regierung einen ebenso großen Theil der Schuld an der Ergebnislosigkeit der Session, das zeigte sich besonders bei der wenn nicht wichtigsten, so doch am meisten die Gemüther beschäftigenden Umsturzvorlage. Was ist nicht Alles gegen diese Vorlage geschrieben und geredet worden und zwar von den verschiedensten Parteistandpunkten, von den entgegengesetztesten Gesichtspunkten aus! Tausende von Protesten sind gegen die Vorlage beim Reichstage eingegangen und zuletzt hatte sie fast nur noch Gegner, Bertheidiger nur in den Regierungskreisen und in der officiösen Presse. Am seltsamsten war das Verhalten der Nationalliberalen und des Theils der Freiconservativen, der dem Freiherrn von Stumm Gefolgschaft leistet. Gerade diese Herren hatten im vorigen Sommer immer von Neuem aufs Lebhafteste nach einem Gesetz zur Bekämpfung der Umsturzbestrebungen verlangt und gerufen und nun wollten sie von der Vorlage nichts wissen. Allerdings wandte sich die Presse dieser Parteien zunächst gegen die Gestalt, welche die Vorlage zuletzt in der Commission durch den Einfluß des Centrums und die Zustimmung der Conservativen erlangt hatte, durch welche nach den Erklärungen der liberalen Blätter die Geistesfreiheit in Deutschland unterdrückt und die klerikal-mittelalterliche Weltanschauung zur Herrschaft gebracht

werden sollte. Aber mochten die Nationalliberalen von ihrem Standpunkte aus mit vollem Recht die schließliche Gestaltung der Vorlage durch die Commission verwerfen und bekämpfen, so hätten sie nun doch um so entschiedener für die ursprüngliche Regierungsvorlage eintreten sollen. Dieses geschah aber keineswegs, vielmehr wurden die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzentwurfes als völlig unannehmbar bezeichnet und bekämpft. Fürst Hohenlohe hat diese widerspruchsvolle Haltung der Nationalliberalen mit feiner, aber beißender Ironie gekennzeichnet. Die Conservativen hatten durch das Eingehen auf die Vorschläge des Centrums ohne Frage einen Fehler begangen, denn dieses Compromiß konnte fast allein dem Centrum zugute kommen und die Stellung der Conservativen im Lande nur schädigen. Sie haben das noch rechtzeitig erkannt und ihre Zustimmung beim Beginn der Verhandlungen im Reichstage zurückgezogen, bedauerlich bleibt es aber immer, daß sie sich zeitweilig auf diesen Irrweg haben verleiten lassen und zeugt von Mangel an politischem Scharfblick. Mit dem Rücktritt der Conservativen vom Compromiß war das Schicksal der Vorlage entschieden. Die gesammte Linke wollte von einem besonderen Gesetze gegen die Umsturzbestrebungen nichts wissen und das Centrum war entschieden gegen die Fassung der Regierungsvorlage. Die Conservativen beider Richtungen und die Nationalliberalen hätten, auch wenn sie einmütig für die Regierungsvorlage sich erklärten, was keineswegs der Fall war, dennoch nicht die Majorität gehabt. Vielleicht gelang es aber den Vertretern der Regierung durch kraftvolles Eintreten und eindringliche, überzeugende Gründe die Vorlage im letzten Momente noch zu retten oder wenigstens ihre wesentlichsten Bestimmungen durchzusetzen. Trotz der Unwahrscheinlichkeit eines für die Regierung günstigen Ausganges sah man daher den Verhandlungen des Reichstages über die Umsturzvorlage mit einiger Spannung entgegen. Sie haben 4 Tage, vom 8. bis zum 11. Mai, gedauert und brachten allgemeine Enttäuschung. Selten ist wohl ein ohnehin nicht sehr glücklich formulirter Gesetzesvorschlag so mangelhaft und ungenügend, so ungeeignet und ungeschickt vertheidigt und empfohlen worden, wie diese Vorlage von den Vertretern der Regierung. Das Beste, was vom Regierungstisch geäußert wurde, war die Rede des Reichskanzlers, der namentlich mit Glück und Geschick die thörichtesten und ungeheuerlichen Uebertreibungen der Gegner bekämpfte. Aber da der Fürst Hohenlohe seine Rede wie immer ablas, und diesmal noch leiser und schwerer vernehmlich als sonst, so konnte sie auf den Reichstag gar keinen Eindruck machen. Derjenige, dem die Vertheidigung der Vorlage in erster Linie oblag, der Minister von Köller, machte seine Sache äußerst schlecht und nicht weniger ungeschickt benahm sich der Justizminister, Herr Schönstedt. Herrn von Köller's ganz unmotivirtes brüskes Auftreten gegen den Reichstag war dazu angethan, der Vorlage die letzten Anhänger zu entziehen. In diesem Tone souveräner Geringschätzung hat selbst Bismarck nie zum Reichstage gesprochen; einzelnen Parteien gegenüber hat er wohl im Zorn und durch hämische Angriffe

bindlichen und entgegenkommenden Aeußerungen gegen das Centrum bei der Einbringung der Gesetzesvorlage. Weiter aber, so scheint es, haben keine directen Verhandlungen mit dem Centrum stattgefunden, jedenfalls ist es zu keiner bestimmten Abmachung zwischen diesem und der Regierung gekommen, und das war, wenn die Regierung von der Nothwendigkeit der Umsturzvorlage überzeugt war, ein schwerer Fehler. Fürst Hohenlohe hat dafür mit einer starken Schädigung seines Ansehens zu büßen, denn der Mißerfolg der Regierung trifft zunächst ihn. Zufrieden mit dem Scheitern der Umsturzvorlage ist nur die Linke und die christlich-socialc Partei, ein lautes Triumphgeschrei erhebt ferner und mit vollem Rechte die Socialdemokratie. Einem großen Theil des Centrums ist der rein negative Ausgang der Verhandlungen garnicht nach dem Sinn und die in diesen Kreisen herrschende unbehagliche Stimmung ist gleich nach der Verwerfung der Umsturzvorlage zu lebhaftem Ausdruck gekommen. „Das Scheitern dieser Vorlage, der Triumph des Liberalismus und des Socialismus, der seit gestern alle Gaue unseres Vaterlandes erfüllt, ist ein Schlag gegen die Autorität selbst, wie er schlimmer in dieser Zeit überhaupt nicht geführt werden konnte. Darum trauern wir. Die Deutsche Reichsgesetzgebung hat quittirt“ — das sind nicht die Klagen eines Conservativen, sondern Worte des hervorragenden Centrumsführers Lieber in einer zu Bochum gehaltenen Rede. Was nun? Das ist jetzt die allgemeine Frage. Wird die Regierung jetzt nicht doch sich zur Vorlegung eines Ausnahmegesetzes entschließen? Die Aussicht auf die Durchbringung eines solchen in dem jetzigen Reichstage ist so gut wie ausgeschlossen und auch in einem neuen, besser zusammengesetzten wäre die Position jetzt nach dem Versuch mit der unglücklichen Umsturzvorlage viel ungünstiger als früher. Oder wird die Regierung, wie Herr von Koller andeutete, zunächst gar nichts thun, allenfalls einige Beschränkungen des Vereins- und Versammlungsrechts verlangen? Durch ein solches Verhalten würde sie sich selbst compromittiren und dem triumphirenden Radicalismus in die Hände arbeiten. So befindet sich denn gegenwärtig die Regierung in einem schweren Dilemma, aus dem nur staatsmännische Einsicht einen Ausweg zu finden vermöchte. An dieser aber fehlt es den hier zunächst in Betracht kommenden Ministern durchaus. Fürst Hohenlohe hätte sie wohl, aber er ist zu alt und hat auch nicht die nöthige Energie, beim Monarchen für das als richtig Erkannte rückhaltlos einzutreten; die Fähigkeit, auf die Volkvertretung einzuwirken, ist ihm leider versagt. Die übrigen preussischen Minister aber sind, vom Finanzminister und vom Kriegsminister abgesehen, Männer zweiten oder dritten Ranges, allenfalls gute Fachminister, aber keine Staatsmänner; es sind königliche Diener, aber keine selbständigen politischen Persönlichkeiten. Für solche, daß muß man allerdings zugeben, ist gegenwärtig in der Regierung, da ein höherer Wille nicht nur die Directiven des Handelns für die Minister giebt, sondern die Action auch im Einzelnen vorschreibt und bestimmt, kaum ein Platz. Daher herrscht denn auch die Mittelmäßigkeit in dem jetzigen Ministerium vor. Die Entschlossenheit und conservative Gesinnung des Herrn von

Köller in allen Ehren, aber für das einflussreiche und wichtige Amt eines Ministers des Innern ist er sicherlich ganz ungeeignet; es fehlt ihm dazu an Ernst, an umfassender Bildung und an dem weiten Blicke des Staatsmannes, er würde einen ganz guten Polizeiminister abgeben. Herr von Bötticher war, so lange er vom Fürsten Bismarck seine Inspirationen erhielt, ein gewandter und tüchtiger Regierungsvertreter; jetzt, auf sich allein angewiesen, ist er eine ganz sterile Persönlichkeit, er versteht es, auf alle Anfragen zu antworten, aber meistens sind seine Reden ohne Inhalt, er ist Sprechminister und weiter nichts. Diese Mittelmäßigkeit der meisten preussischen Minister macht sich um so mehr fühlbar, als keine Einheitlichkeit in der Regierung besteht, und diese wieder hat ihren Grund darin, daß keine hervorragende Persönlichkeit an der Spitze des Ministeriums steht, ihm die Richtung giebt und einen bestimmten Charakter aufprägt. Daher weiß man nie, ob hinter dem einzelnen Minister das gesammte Ministerium steht, oder ob es nur die persönlichen Ansichten des einzelnen Ressortchefs sind, die er ausspricht. Unter solchen Verhältnissen muß die Autorität der Regierung nothwendig leiden und ein Gefühl der Unsicherheit Platz greifen. Diese Stimmung macht sich im Reichstag bis tief in die Linke hinein bemerkbar und es ist eine wunderbare Ironie des Schicksals und ein sprechendes Zeugniß für die Unerquidlichkeit der gegenwärtigen Lage, daß kürzlich Eugen Richter erklärt hat: zu den Zeiten des Fürsten Bismarck sei es doch ganz anders gewesen, da habe man stets gewußt, was die Regierung wolle und hinter allen Ministern habe ein klarer, zielbewußter, gewaltiger Willk gestanden. Diese stets schillernde, zwischen rechts und links schwankende, jeder Stetigkeit und Consequenz entbehrende Haltung der Regierung ist eine Hauptursache der im öffentlichen Leben Deutschlands herrschenden Verdrossenheit, Mißstimmung und Zerfahrenheit. Und weil jeder weiß, worin die Unselbstständigkeit der Regierung ihren eigentlichen Grund hat, richtet sich die Mißstimmung gegen die Monarchie selbst. Das wird aber jeder schmerzlich beklagen, der in der Monarchie nicht nur die historisch überlieferte, für Deutschland allein angemessene und geeignete Staatsform erkennt, sondern in ihr auch den festesten Schutzwall und die stärkste Burg gegen den Ansturm der socialdemokratischen und anarchischen Bestrebungen sieht. Darum ist eine Rückkehr zu der klaren consequenten und festen Haltung Kaiser Wilhelms I. in der innern und äußern Politik, die ganz Europa ein Gefühl der Beruhigung gab, der dringendste und heißeste Wunsch aller Patrioten, zu dessen Erfüllung aber leider sehr geringe Aussicht vorhanden ist. Auch die beunruhigenden ewigen Krisengerüchte, die Zeitungsandeutungen über die Erschütterung der Stellung dieses oder jenes Ministers sind ein Symptom der in der höchsten Sphäre rasch und unerwartet wechselnden Haltung und Stimmung. Einem so jammervollen und zu jeder fruchtbaren Action unfähigen Reichstage gegenüber müßte bei der Regierung die volle Kraft der Initiative sein. Wie wenig das jedoch der Fall ist, hat der Verlauf dieser Session zur Genüge gezeigt. Darüber kann kein

Zweifel mehr sein, Fürst Hohenlohe ist nicht der Mann, welchen die jetzige Situation der Dinge fordert. Von den in der Thronrede in Aussicht gestellten Gesetzesvorlagen ist nur der allergeringste Theil erledigt worden und auch diese fast in der allerletzten Stunde: das Zuckersteuergesetz und die Branntweinsteuer-Novelle. Die Tabakssteuer hat der Reichstag verworfen und damit den Versuch einer Finanzreform im großen Stile abermals unmöglich gemacht. Dagegen ist es wesentlich Schuld der Regierung, daß alle socialen Gesetzesvorlagen theils garnicht eingebracht, theils in den Commissionen stecken geblieben sind. Das Börsensteuergesetz, das Gesetz über den unlautern Wettbewerb, die Novelle zur Gewerbeordnung, das Margaringesetz, die Vorlage wegen Entschädigung unschuldig Verurtheilter sind unerledigt geblieben, ebenso ist der Antrag des Grafen Kanitz nicht über die Commissionsberathung hinausgekommen. Also gerade alle zur Hebung des Mittelstandes und der Landwirthschaft in Aussicht gestellten Maßregeln, die in weiten Kreisen mit besonderer Freude begrüßt wurden, sind nicht verwirklicht worden. Kein Wunder daher, daß in der letzten Sitzung Graf Kanitz im herbsten Tone der Regierung die Unzufriedenheit der conservativen Partei über ihre Indolenz und ihren Mangel an Initiative aussprach. Die Linke stimmte diesen Erklärungen natürlich lebhaft zu, ihr Ziel ist es ja seit lange, einen Conflict mit der Regierung des Reiches herbeizuführen. In dieser unzufriedenen Stimmung ging der Reichstag aus einander.

Wer die Verhandlungen des Reichstages aufmerksam verfolgt hat, dem wird sich immer von Neuem die Wahrnehmung aufgedrängt haben, wie sehr in ihm die breite Mittelmäßigkeit vorherrscht; bei keiner Partei treten bedeutende Redner, geisteskräftige Persönlichkeiten hervor. Matt und langweilig ist das allermeiste, was gesprochen wird, dieselben Gedanken werden immer wieder von Neuem breit getreten, über die einfachsten Dinge wird oft stundenlang hin und her geredet, höchst selten begegnet einem eine originelle Auffassung. Die gequälten und sichtlich wohl vorbereiteten Witze des Herrn Alexander Meyer, die den Reichstag so oft zur Heiterkeit hinreißen, werden durch die stete Wiederholung und die Anwendung auch bei den ernstesten Gegenständen gradezu trivial und wirken zuletzt abstoßend; feurige Redner finden sich leider nur bei den Socialdemokraten. Ein trauriges Sinken des geistigen Niveaus im deutschen Reichstage ist unverkennbar; welcher Contrast gegen das in ihm herrschende geistige Leben während der siebziger Jahre oder gar des norddeutschen Reichstages von 1867 bis 1870, von der an glänzenden Talenten und gewaltigen Rednern reichen Nationalversammlung in der Pauls-Kirche von 1848 ganz zu schweigen! Von den Ministern gilt freilich, wie gesagt, das Gleiche, wie weit steht zum Beispiel Herr von Köller hinter dem Minister von Puttkammer und Graf Posadowsky hinter Herrn von Scholz zurück! Für den Grad der allgemeinen Bildung des Grafen Posadowsky ist es höchst charakteristisch, daß er, als der Abgeordnete Meyer in seiner gewohnten Weise auf Werthers Lotte angepielt hatte, die kaum glaubliche Bemerkung

machte, der Redner habe damit auf einen Vorgang in Schillers Leben hingewiesen. Der Herr Secretär des Schatzamtes hat also nie Werthers Leiden gelesen, ja sogar, was er in der Litteraturgeschichte darüber auf der Schule doch sicherlich gelernt hat, völlig vergessen, er zeigt nicht nur einem Tertianer kaum zu verzeihende Unkenntniß über den Verfasser eines in der ganzen Welt bekanten Werkes der classischen deutschen Litteratur, sondern sieht in dem Citat sogar den Hinweis auf eine Episode in Schillers Leben! Was würde man wohl in Frankreich sagen, wenn ein Minister die neue Heloise für ein Werk Voltaires ausgäbe oder in Italien, wenn im Parlamente vom Ministertische her das befreite Jerusalem als die Schöpfung Aristos bezeichnet werden würde? Aber so steht es jetzt in Deutschland: auf der einen Seite ein gelehrter Specialismus, der sich in der Kenntniß des Einzelnen nicht genug thun kann und daneben eine Oberflächlichkeit und Mangelhaftigkeit der allgemeinen Bildung auch in den leitenden Kreisen, die Schrecken erregt. Wann wird das deutsche Geistesleben sich wieder zu frischem Aufschwung erheben, wie jetzt gerade vor hundert Jahren? Wann die politische Misère von heute, der parlamentarische Schachergeist und die rohe Interessenpolitik wieder einem kraftvoll aufstrebenden Nationalgefühl, einem frischen Wehen nationalen Geistes Platz machen? In welchen Contrasten bewegt sich doch gegenwärtig das politische Leben Deutschlands! Auf der einen Seite die ununterbrochenen Huldigungsfahrten von Hunderten und Tausenden nach Friedrichsruh, zu dem Helden, in dem sich die nationale Größe verkörpert, mit ihren sich stets wiederholenden Aeußerungen patriotischer Begeisterung und treuer Vaterlandsliebe, und auf der anderen Seite die berufene Vertretung des deutschen Volkes völlig entblößt von nationalem Denken und Empfinden.

In **Oesterreich-Ungarn** ist ganz unerwartet eine Veränderung in der Leitung der auswärtigen Politik eingetreten, unerwartet für das große Publicum, die Eingeweihten haben, wie jetzt verlautet, das nun Eingetretene schon lange kommen sehen: Graf Kalnoky hat dem Ansturm der magyarischen Uebermacht weichen müssen. Die Art und Weise, wie sich dieses Ereigniß abgespielt, hat beinahe den Charakter eines Dramas oder vielmehr einer Komödie, die aber mit keiner besonderen künstlerischen Feinheit angelegt ist. Den Ausgangspunkt des Intriguenstückes, das jetzt seinen Abschluß gefunden hat, bilden die Gesetzesvorlagen über Confessionslosigkeit und über die bürgerliche Gleichstellung der Juden, die vom ungarischen Abgeordnetenhause angenommen sind und welche die liberale Regierung durchaus auch im Magnatenhause durchsetzen will. Mit dem wirklichen Wohle des Landes haben beide Gesetze, wie wir früher schon einmal bemerkt haben, nichts zu schaffen, sie sind Ausflüsse des reinsten liberalen Doctrinarismus und dienen vielleicht noch schlimmeren Interessen; man bedenke nur, daß darnach fortan der Uebertritt vom Christenthum zum Judenthum gestattet ist und das in einem katholischen Lande wie Ungarn und bei einer jüdischen Bevölkerung wie die dortige

es ist. Es war ganz selbstverständlich, daß der päpstliche Nuntius dagegen Protest erhob, weniger berechtigt, daß er auf einer Rundreise in Ungarn sich etwas agitatorisch gegen die liberalen Gesetze vernehmen ließ. Das erregte bei der herrschenden Partei große Aufregung und Erbitterung und der Ministerpräsident Banffy, beiläufig bemerkt ein Protestant, sprach sich nicht nur sehr entschieden gegen das Auftreten des Nuntius aus, sondern erklärte auch im Abgeordnetenhause, daß der gemeinsame Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Auftreten des Nuntius ebenfalls mißbillige und eine Protestnote nach Rom gerichtet habe. War schon diese Erklärung sehr im Widerspruch mit den diplomatischen Gewohnheiten, so erfolgte darauf eine officiöse Antwort von Seiten des Grafen Kalnoky, die Erstaunen und Bewunderung erwecken mußte. Der ungarische Ministerpräsident wurde darin gradezu abgefanzelt, ihm völliges Mißverständniß der Aeußerung Kalnoky's vorgeworfen und seine ganze Erklärung als auf vollkommener Unkenntniß diplomatischen Verkehrs beruhend bezeichnet. Ein erfahrener und gewiegter Diplomat, wie Graf Kalnoky, mußte sich nothwendig sagen, daß eine solche Sprache gegen den ungarischen Ministerpräsidenten von den Magnaren unmöglich ruhig hingenommen werden würde und nothwendig seine Stellung erschüttern, ja unmöglich machen mußte. Hätte er also einen Rückzug des ungarischen Ministerpräsidenten bewirken wollen, so würde er ein sehr geringes diplomatisches Geschick bei der Abfassung dieser zurechtweisenden Note bewiesen haben. Das ist nun gewiß nicht der Fall gewesen, sondern Graf Kalnoky hat es, das lehrt der spätere Ausgang, der versteckten und offenen Angriffe gegen seine Person von Seiten der ungarischen Regierung und ihrer Vertreter am Hof, sowie der ewigen Hefereien in der magyarischen Presse müde, auf einen Bruch abgesehen. Die officiöse Erklärung aus Wien hatte ganz die vorauszusehende Wirkung. In Ungarn erhob sich ein Sturm des Unwillens gegen den Grafen Kalnoky, der Ministerpräsident Banffy reiste nach Wien und drohte mit seiner Entlassung. Es wurde am Hofe hin und her verhandelt und der Kaiser erklärte, Kalnokys eingereichten Abschied nicht gewähren zu wollen. Endlich kam eine Ausföhnung und Verständigung zwischen den beiden Ministern zu Stande. Banffy erhielt zu seiner Genugthuung das Zugeständniß, Kalnokys Schreiben an ihn im ungarischen Abgeordnetenhause verlesen zu dürfen. Was den Minister des Auswärtigen zu diesem Schritte unbegreiflicher Schwäche bestimmt hat, ist schwer zu sagen. Seine Stellung war dadurch wirklich unhaltbar geworden und er sah sich unmittelbar darauf nun doch genöthigt, noch einmal seine Demission einzureichen und jetzt wurde diese auch vom Kaiser genehmigt. So hat dieser ganze Conflict mit einem vollkommenen Siege der Magnaren geendet; das Ministerium Banffy ist aus der Krise neugestärkt hervorgegangen und die liberale, Ungarn beherrschende Partei hat dem Kaiser-Könige ihren Willen aufgezwungen, der gemeinsame Minister des Auswärtigen hat ihr weichen müssen. Uebermals hat sich der Parlamentarismus in Ungarn stärker er-

wiesen als die königliche Macht, und die Autorität der Krone hat wieder einen empfindlichen Stoß erlitten. Ferner haben die jetzt abgeschlossenen Vorgänge aufs Deutlichste bewiesen, wie sehr Ungarn in der österreichischen Monarchie die Vorherrschaft hat; Bismarck's einst dem Wiener Hofe ertheilter Rath, den Schwerpunkt der Monarchie nach Budapest zu verlegen, ist jetzt buchstäblich verwirklicht. Welches traurige Bild gänzlicher Ohnmacht bietet dagegen Cisleithanien! Es ist als ob das deutsche Oesterreich, das einst den Mittelpunkt der Monarchie bildete und die Herrschaft über die andern Stämme und Länder des Kaiserreichs ausübte, jetzt politisch abdicirt hätte und zur völligen Nullität herabgesunken sei. Der Sturz des Grafen Kalnoky vollzog sich, ohne daß im österreichischen Reichsrathe mehr als ein paar schüchterne Anfragen in Bezug auf die Oesterreich doch wenigstens ebenso sehr wie Ungarn berührenden Vorgänge gestellt und vom Ministerpräsidenten, Fürsten Windischgrätz, mit einigen inhaltlosen Erklärungen beantwortet worden wäre. Wie vermöchte auch dieses mühselig sein Dasein fristende Coalitionsministerium zu einer kräftigen politischen Action sich aufzuraffen! Die Mehrheit, auf die es sich im Abgeordnetenhaufe stützt, schwankt fortwährend und es machen sich schon manche Vorzeichen bemerkbar, die seinen Sturz in nicht allzu ferner Zeit voraussehen lassen. Die Coalitionsregierung ist durch die beständige Rücksichtnahme auf die sie stützenden Nationalitäten, Nationalitätensplitter und Parteien so im Handeln gelähmt, in sich so uneinig in Folge der heterogenen Bestandtheile, aus denen sie besteht, daß sie mit allen in Aussicht gestellten Reformen kaum einen Schritt vorwärts kommt. In Ungarn liegen die Dinge so, daß der Kaiser-König ungefähr die Stellung des Königs von Belgien hat, die Majorität des Abgeordnetenhauses bestimmt die Richtung der innern größtentheils auch der äußern Politik und nöthigt den Monarchen, sich ihrem Willen zu unterwerfen. Wie lang kann dieser Zustand währen? Entweder der Herrscher versucht es seine königlichen Prerogativen wieder nachdrücklich geltend zu machen oder Ungarn tritt in reine Personalunion mit der österreichischen Monarchie. Das Letztere wäre beinahe dem jetzigen Zustande vorzuziehen, in welchem Ungarn scheinbar noch mit dem österreichischen Kaiserstaat in Realunion verbunden ist und dadurch eine dominirende Stellung auch Cisleithanien gegenüber einnimmt. Der Kossuthcultus steht bei den Magyarern noch immer in Blüthe und die Bereitwilligkeit und das Entgegenkommen, mit welchem das Ministerium Franz Kossuth die Wege zur Wahl in das Abgeordnetenhaus geebnet hat, ist nach allem Vorhergegangenen eine directe Kränkung für den Monarchen.

Die Wahl des Nachfolgers für den Grafen Kalnoky rief allgemeine Ueberraschung hervor. Der neuernannte Minister des Auswärtigen, Graf Agenor Goluchowski, hat sich durch besondere diplomatische Verdienste bisher nicht hervorgethan; das Bemerkenswertheste bei seiner Ernennung ist, daß jetzt ein Pole der Leiter der Politik des Reiches ist. Es ist jetzt in Oesterreich gute Zeit für die Polen, im cisleithanischen Coalitions-

ministerinn haben sie zwei Vertreter, jetzt kommt dazu Graf Goluchowski. Weder unter den magyrischen Magnaten noch unter dem hohen deutsch-österreichischen Adel scheint man eine für diese Aufgaben geeignete Persönlichkeit haben finden zu können, das giebt zu denken. Was die officiösen Wiener Blätter über die altösterreichische Gesinnung des Grafen Goluchowski berichten, ist nur thörichtes Gerede; es genügt, darauf hinzuweisen, daß der gleichnamige Vater des gegenwärtigen Ministers als Statthalter oder eigentlich Vicekönig von Galizien die administrative Selbständigkeit und rein polnische Verwaltung dieser Provinz begründet hat. Der jetzige Minister des Auswärtigen ist, darin stimmen alle zuverlässigen Nachrichten überein, ein eifriger Pole, klerikal gesinnt und franzosenfreundlich, wozu seine Ehe mit einer Prinzessin Murat natürlich nicht wenig beiträgt. Ob die liberale magyrische Regierung mit dem Grafen Goluchowski besser auskommen wird als mit dem Grafen Kalnothy, wird sich bald zeigen, wahrscheinlich ist es nicht. Oesterreichs Stellung im Dreibunde wird bei der Leitung der Politik durch den Grafen Goluchowski seinen Bundesgenossen gegenüber jedenfalls eine starke Nuance kühler sein als bisher, das läßt sich mit Sicherheit voraussehen. Jedenfalls ist die Wahl eines Polen zum Leiter der auswärtigen Politik des österreichischen Kaiserstaates bei der gegenwärtigen Lage der Verhältnisse in Europa ein gewagtes Experiment, das nur Beunruhigung hervorrufen kann.

In **Großbritannien** besteht die liberale Regierung wohl noch, aber sie kräftet ein von Tag zu Tag gefährdeteres Dasein, denn die Zahl ihrer Anhänger wird immer kleiner. Lord Rosebery steht nur noch nominell an ihrer Spitze, da er durch schwere Nervenkrankheit an jeder politischen Thätigkeit verhindert wird; die eigentliche Leitung ruht in des Schatzkanzlers William Harcourt Händen, der in einem kaum verdeckten Gegensatz zu Lord Rosebery steht. Die auswärtige Politik ist niemals die Stärke der Whigministerien gewesen, aber eine so schwächliche Haltung in den großen Fragen der europäischen und der Weltpolitik überhaupt wie unter dem gegenwärtigen Ministerium hat England doch nur höchst selten gezeigt. Die passive Rolle, welche Großbritannien eben jetzt in Ostasien gespielt hat, indem es sich weder den 3 Großmächten angeschlossen noch auch auf die Seite Japans gestellt hat, muß sein Ansehen in Asien nothwendig schwer schädigen. Wie weit hat sich die jetzige englische Regierung von der Imperialpolitik Disraelis entfernt! Ein höchst charakteristischer Beleg dafür ist es, daß der Minister Harcourt alles Ernstes die Rückgabe der Insel Cypren, deren Erwerb vor mehr als 15 Jahren als ein glänzender Erfolg der englischen Politik mit Jubel im Lande begrüßt wurde, an die Türkei im Parlamente in Vorschlag gebracht hat, weil die Insel England wenig nütze und ihre Verwaltung sehr viel koste. Dagegen erhoben sich aber doch so viele Stimmen, daß der Minister nachträglich seine Erklärung zu modificiren sich genöthigt sah.

In **Ostasien** ist der Krieg zwischen Japan und China wohl zu Ende, aber die durch den Frieden von Simonoseki bestimmte Neugestaltung der Verhältnisse und der Beziehungen zwischen den beiden Reichen noch keineswegs verwirklicht. Japan hat den nachdrücklichen Vorstellungen und Protesten Rußlands, Frankreichs und Deutschlands nachgegeben und auf den Besitz der so theuer erkauften Halbinsel Liaotong verzichtet. Die leitenden Staatsmänner Japans haben damit einen Beweis großer politischer Mäßigung und Weisheit gegeben und werden der Kriegs- und Nationalpartei ihres Landes gegenüber, welche Japan durch dieses Zugeständniß eines wesentlichen Theiles des durch so viele kriegerische Anstrengungen und Opfer errungenen Siegespreises beraubt sieht, einen schweren Stand haben. Rußland hat durch die Zurückdrängung Japans vom Süden der Mandschurei einen glänzenden Erfolg errungen und dem Plane Japans, auf dem asiatischen Continent festen Fuß zu fassen, für die zunächst absehbare Zeit eine feste Schranke gesetzt. Was Deutschland bewogen hat, sich dem Vorgehen der beiden andern Mächte anzuschließen, ist bis jetzt nicht recht erkennbar. Die Handelsinteressen, die zuerst für Deutschlands Verhalten von der officiösen Presse angeführt wurden, sind es gewiß nicht, da solche für die mandschurische Halbinsel kaum oder garnicht in Betracht kommen. Es müssen also andere, bis jetzt nicht bekannt gewordene wichtige politische Gründe gewesen sein, welche Deutschland bestimmt haben, seine bisherige Japan freundliche Haltung aufzugeben und auf die Gefahr hin, daß der Unmuth der Japaner über die Einmischung der Großmächte sich vor Allem gegen die Deutschen wenden und daß der bisher in Japan so mächtige deutsche Einfluß in Folge dessen vernichtet werden könnte, die Forderungen Rußlands zu unterstützen. Die Besitzergreifung der Insel Formosa wird den Japanern, wie es scheint, noch einige Schwierigkeiten bereiten, doch werden sie derselben ohne Frage bald Herr werden. Ob in China wirklich eine antidynastische Bewegung hervortreten werde, wie berichtet wird, erscheint fraglich und, wenn es der Fall, wird dadurch der Fortbestand der Mingdynastie noch keineswegs als gefährdet angesehen werden dürfen; sie hat schon ganz andere Gefahren, wie die gewaltige Bewegung der Taipings, glücklich überstanden. Wie auch immer zunächst die Verhältnisse in China und Japan sich gestalten mögen, die gelbe Rasse hat jetzt kräftig ihr Haupt erhoben und die Weltpolitik wird fortan mit diesem neuen Factor zu rechnen haben. Ob diejenigen, welche so eifrig bemüht sind, die europäische Cultur bei den Völkern Ostasiens einzubürgern, damit nicht sehr gegen die Interessen unseres Welttheils handeln, ob sie nicht dadurch Gefahren für das alte Europa heraufbeschwören, von denen gegenwärtig nur wenigen, weiterblickenden Beobachtern eine Ahnung aufgeht, wird die Zukunft lehren. Wenn bei der großen Nachahmungsbefähigung der ostasiatischen Völker die europäischen Fabrikate, die dort bisher ein reiches Absatzgebiet hatten, in jenen Ländern selbst verfertigt werden und damit für den Ausfuhrhandel der Länder Europas ein großer und wichtiger

Markt verloren geht, werden dann nicht die schon gegenwärtig so schwer empfundenen socialen Nothstände in Europa sich bedrohlich und gefährlich steigern und zu schweren Katastrophen führen? Und ist es ausgeschlossen, daß die mongolischen Völkermassen, im Besitz der Resultate moderner Technik und ausgerüstet mit den vervollkommeneten Waffen der Neuzeit, dereinst in gewaltigem Ansturm über den Westen hereinbrechen und Europa überfluthen? Doch das sind Gefahren und Sorgen, mit denen künftige Geschlechter zu kämpfen und sich abzufinden haben werden.

18./30. Mai 1895.

r.



Notiz.

Praktische Rathschläge eines Hochschullehrers. „Bevor wir unsere klinische Thätigkeit aufnehmen, möchte ich Ihnen einige praktische Rathschläge ertheilen, die Sie jetzt nur zum Theil verwerthen können die aber später, wenn Sie ins Leben treten, für Sie von großer Bedeutung sein werden. — Vor allem müssen Sie sich auf eins gefaßt machen, nämlich darauf, daß Sie, sowie Sie sich irgend wo als Arzt niederlassen, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, von allen ältern Aerzten chikanirt werden. Doch das hat nichts zu sagen, denn so wie das Publikum das merkt, bekommen Sie die Praxis, und die älteren Aerzte haben nichts zu thun. Es kommt sogar vor, daß Studenten aus älteren Kursen, die in den Ferien prakticiren, von Aerzten chikanirt werden, weil sie neuere Mittel verschreiben, die die älteren Aerzte nicht kennen.

In Betreff des Verhältnisses Ihren Patienten gegenüber versteht es sich ja von selbst, daß Sie sich die Achtung derselben verschaffen müssen. Dies können sie aber nur dadurch erreichen, daß Sie die Patienten theuer behandeln. Verlangen Sie von jedem Patienten 10 Rbl., nie einen oder ein paar Rbl., denn sonst werden Sie als Geldreißer verschrieen, wofür das Volk ohnehin die meisten Aerzte hält. Wenn Sie in Geldsachen so stehen, so werden die Patienten mit Achtung auf Ihr medicinisches Wissen sehen. Kann aber der eine oder andere diesen Preis nicht zahlen, so behandeln Sie ihn gratis, wofür er Ihnen in Dankbarkeit verbunden sein wird.

Außerdem müssen Sie auch durch Ihr Betragen dem Publicum imponiren. Sie dürfen als Arzt nie betrunken sein, sich nie in Schänken umhertreiben; überhaupt müssen Sie sich immer anständig betragen, sogar schon als Studenten. Als ich noch Student war, studirten auf derselben Universität 7 Studenten, die sich immer so anständig betrugten, daß Alle sagten: „Das sind gewiß ältere Studenten!“ — aber es waren ganz junge.

Sie dürfen nie mehr als 12 Patienten am Tage annehmen, denn Sie können unmöglich mehr als 12 Patienten an einem Tage gründlich untersuchen. Es giebt aber Aerzte, die 40 Patienten an einem Tage annehmen, die bekommen dann ihre 100 Rbl. und sind zufrieden. Wenn Sie aber 12 Patienten nach den Principien, die ich Ihnen angab, behandeln, so kriegen Sie 120 Rbl.

Als ich hierher kam, fand ich die Klinik in schlechtem Zustande vor. Dank meinen energischen Bemühungen ist sie jetzt in Stand gesetzt und ordentlich gesäubert worden. Und weshalb habe ich das thun lassen? Damit Sie sich von früh auf daran gewöhnen, die Kliniken sauber zu sehen. Außerdem ist es für die Patienten auch ganz gesund, wenn sie nicht im Schmutze umherliegen . . .“



Verein der Bücherfreunde

Wir liefern unsern Mitgliedern jährlich

8 deutsche Originalwerke

(keine Übersetzungen) Romane, Novellen und allgemeinverständl.=wissenschaftliche Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen stark.

Abonnement pro Quartal eleg. geb. Mk. 4,50, Mk. 3,75 geh
Die Zusendung erfolgt portofrei.

Ercheinungsplan des 4. Jahrganges.

Inhalt:

Anton Freiherr von Verfall: Der Scharffenstein. Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

N. von der Elbe: Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman. Einzelpreis geheftet Mk. 4,—, gebunden Mk. 5,—.

Adolph Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. I. Bd. Mit über 100 Bildern und 2 Karten. Einzelpreis geheftet Mk. 5,—, gebunden Mk. 6,—.

Otto Elster: Der Pfortnersohn von St. Zeit. Roman. Erscheint Anfang März

Jens Larsen: Streifzüge in Toscana, an der Riviera und in der Provence. Mit über 100 Bildern.

Adolph Schmidt, Hauptmann: Deutschlands Kolonien. II. Band. Mit über 100 Bildern und 4 Karten.

Gerhard von Anhaltor: Gewissensqualen. Zwei Novellen. Eine Sturmnacht. — Der Laryngologe.

Arthur Schleimer: Trübsal Gejaid! Jagdgeschichten aus den bayrischen und österröichischen Alpen.

Sahungen und ausführliche Prospekte gratis und franko.

Nachbezug von Jahrgang I, II, III à Mk. 18,— geb., Mk. 15,— geh.

=====Zu beziehen durch jede Buchhandlung=====

Schall & Grund, Verlagsbuchhandlung, Geschäftsleitung des Vereins
der Bücherfreunde, Berckstr. W. 62, Kurfürstenstr. 128

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirthschaft.

Grosses Lager landwirthschaftlicher Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch **seltene** Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

 Für eine **vollständige** Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als **I. Preis die Anerkennung I. Grades**, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.